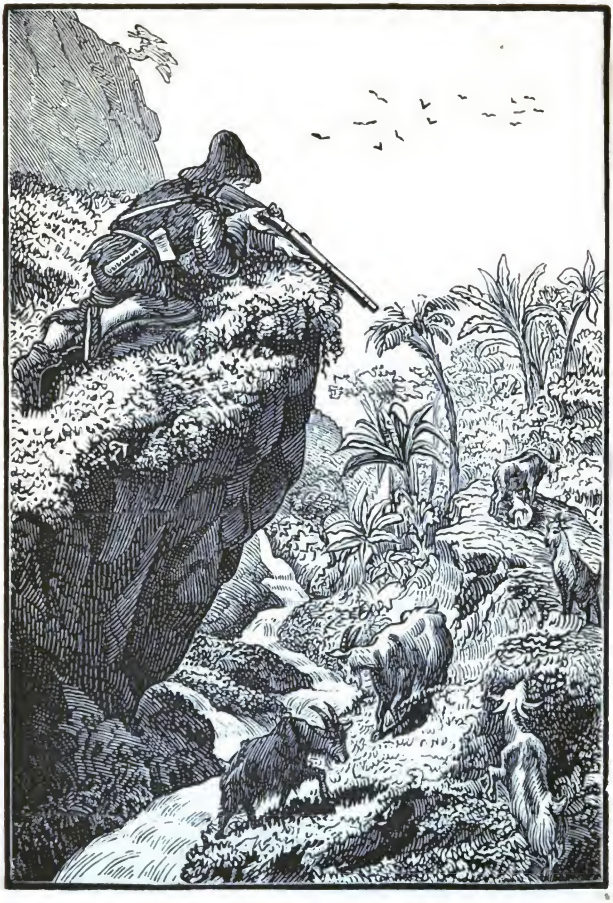
# *Robinson*

Ferdinand Schmidt, G Bartsch

Library of
Princeton University.

Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.



Ich bemerkte auf meiner Wanderung mehrere wilde Ziegen,
und es gelang mir, eine derselben zu schießen.

# Robinson.

## Nach Defoe für Jung und Alt erzählt

von

Ferdinand Schmidt.

Mit vielen Illustrationen.

Fünfte Auflage.

Berlin.
Hugo Kastner.

Die Titel der übrigen Jugendschriften von Ferdinand Schmidt, sowie einen Abdruck vorzüglicher Urtheile über diese Schriften findet man am Schlusse dieses Buches.

**Der Verleger.**

# Vorwort an Eltern und Erzieher.

Vor einiger Zeit hielt der Professor Hermann Hettner aus Jena im hiesigen wissenschaftlichen Vereine einen höchst anziehenden Vortrag über

**„Robinson und die Robinsonaden“,**

der bald darauf im Druck erschien. In demselben wird eine Charakteristik des berühmten englischen Schriftstellers Defoe gegeben und speziell seines vorzüglichen Werkes „Robinson“ gedacht. Ueber dies Original-Werk heißt es u. A.:

> **„Was den Robinson zum Robinson macht, die entzückende Meisterschaft der künstlerischen Form und die überraschende Tiefe des Inhalts gehören einzig und allein unserm Defoe, der sich durch diese Schöpfung den bedeutendsten Dichtern aller Zeiten anreiht.“**

> **„Es entrollt sich ein Bild vor uns, so groß und gewaltig, daß wir hier noch einmal die allmälige und naturwüchsige Entwicklung des Menschengeschlechts klar überschauen.“**

JAN 2 24 Gen. Sem. Gr. Appl. 40
(RECAP)
3488
.738
377
529104

Weiterhin gedenkt der Professor Hettner der Bearbeitungen des Robinson und erklärt sich gegen dieselben um deswillen, weil sie von der Einfachheit und Naturwahrheit des Originals abweichen, dagegen mehr oder weniger der Effekthascherei und einer platten Nützlichkeits-Theorie huldigen. Diese Darlegung erweckte in mir den Gedanken, daß es vielleicht ein verdienstliches Unternehmen sei, eine Bearbeitung des Robinson zu liefern, die sich möglichst wenig und zwar nur so weit von dem Original entferne, als es pädagogische Rücksichten unbedingt erfordern. So entstand dies Werkchen. In Bezug auf Dasjenige, was ich einerseits wegließ und andrerseits hinzuthat, hoffe ich die Zustimmung Derer zu finden, denen die Original-Ausgabe des Robinson von Defoe bekannt ist.

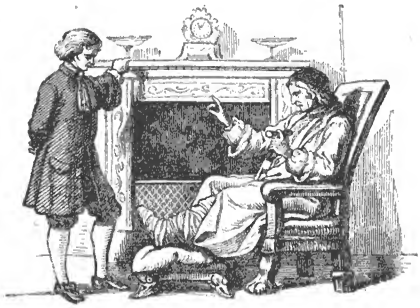
Möge auch dies Büchlein seine Freunde finden!

F. S.

## Zur vierten Auflage.

Schon nach verhältnißmäßig kurzer Zeit ist eine vierte Auflage des Büchleins nöthig geworden. Möge demselben auch weiterhin die Gunst des betheiligten Publikums erhalten bleiben

F. S.



## I. Kapitel.

## Robinson's erste Reise.

In der Stadt York in England lebte ein wohlhabender Mann, Robinson Crusoe mit Namen, dem im Jahre 1632 ein Sohn geboren ward. Der Vater gab dem Knaben eine gute Erziehung und wünschte, daß sich derselbe späterhin der Rechtsgelehrsamkeit widmen möchte. Als aber der junge Robinson in das Jünglings-Alter eingetreten war, entwickelte sich in ihm mehr und mehr ein unwiderstehlicher Hang zum Seeleben.

Mit Bekümmerniß nahm dies der Vater wahr, um so mehr, als seine beiden ältesten Söhne, die sich dem Soldatenstande gewidmet hatten, auf einem Feldzuge geblieben waren. Er bemühete sich, seinen Sohn, den jungen Robinson, durch lebhafte Vorstellungen von dem Wunsche, in die See zu gehen, abzubri[redacted]

„Du willst", sprach er eines Tages zu ihm, „deine Heimath und dein Vaterland verlassen, wo dir doch alle Mittel geboten werden, die zur Erlangung eines friedlichen und glücklichen Lebens nöthig sind. Nur Personen von hoher Geburt, die der Ehrgeiz treibt, sich auszuzeichnen, oder Leute, die von Armuth bedrückt sind, lassen es sich beikommen, auf Abenteuer zu ziehen. Nimmermehr, mein Sohn, wird dich Gott segnen, wenn du deinen Entschluß ausführst, ja, dessen sei gewiß, es wird dann wohl eine Zeit der Reue für dich kommen, aber du wirst Niemand zu deiner Rettung haben!"

Dem Vater standen dabei die Augen voll Thränen, auch der junge Robinson war tief gerührt, und er nahm sich vor, seinen sehnlichen Wunsch dem Vater zum Opfer zu bringen.

Leider aber war dieser gute Vorsatz schon am nächsten Tage dahin, ja, Robinson faßte bald sogar den unglückseligen Entschluß, den Eltern zu entlaufen. Ehe er jedoch zur Ausführung seines Vorhabens schritt, wandte er sich noch einmal an die Mutter und bat sie inständig, ihm bei dem Vater die Erlaubniß zu einer kurzen Reise zu bewirken. Er wolle dann nach seiner Rückkehr, fügte er hinzu, um so fleißiger arbeiten, zuvor aber müsse er durchaus einen Ausflug in die weite Welt machen, wohin ihn eine unwiderstehliche Macht ziehe.

Die Mutter tadelte ihn lebhaft und versicherte, daß der Vater zürnen würde, wenn sie sich in der Sache zu seiner Fürsprecherin machte. Dennoch fand am nächsten Tage eine Unterredung der Eltern statt, in der das Wohl und Weh Robinsons lebhaft erwogen wurde. Dabei that der Vater eine Aeußerung, die auch der Sohn vernahm, und die fol-

gendermaßen lautete: „Der Junge könnte in der Heimath glücklich sein; geht er aber ins Ausland, so wird er sicherlich der elendeste Mensch auf der Welt; ich kann ihm meine Einwilligung zu einer Reise, wie er sie zu machen wünscht, nicht geben.“

Diese Worte waren für Robinsons Zukunft von prophetischer Bedeutung; wie oft gedachte er später derselben mit einem Herzen voll bittere Reue!

Einige Zeit war vergangen, da befand er sich eines Tages zu Hull. Dort traf er einen guten Freund, der sich eben anschickte, auf seines Vaters Schiffe eine Reise nach London zu machen.

Der junge Mann war sehr freundlich gegen Robinson, nahm ihn unter den Arm und sagte: „Wie wäre es, Freund, wenn du mit nach London gingest.“

Robinson ward roth vor Freude. Er stand still, sagte aber nach kurzem Bedenken: „Es fehlt mir an Gelde.“

Da lachte jener und sagte: „Was thut das? Du lebst auf meine Rechnung!“

Nun war Robinsons Entschluß gefaßt, Er vergaß aller Pflichten, die er den Eltern schuldete, und ging — es war am 1. September 1651 — an Bord des Schiffes, um seine erste Reise anzutreten.

Selten hat aber wohl eine Strafe für begangenes Unrecht so schnell angefangen und so lange gewährt, wie bei unserm Robinson.

Kaum hatte das Schiff den Hafen verlassen, so begann ein starker Wind zu wehen. Das zunehmende Schwanken des Schiffes versetzte Robinson in eine wahre Todesfurcht. dazu gesellten sich die Seekrankheit und die Reue über den ohne Wissen und Willen der Eltern gethanenen Schritt. Der Wind wehete indeß mächtiger, grauenhafter wogte das Meer. Bald befand sich das Schiff auf dem Rücken einer hohen Welle, bald sank es wieder tief hinab, so daß Robinson jeden Augenblick den Untergang desselben befürchtete. Sein Herz bebte, Todesschweiß brach ihm aus den Gliedern. „Wollte sich der Allmächtige nur noch einmal mein erbarmen und mich retten,“ seufzte er, „gewiß, mein Fuß sollte nie wieder ein Schiff betreten! Ich wollte nach Hause eilen, meine Eltern um Vergebung meines Unrechts anflehen und in Zukunft ihre Ermahnungen stets beachten!“

Leider schwanden diese Gedanken mit der Abnahme der Gefahr. Der Wind legte sich, und das Meer ward nach und nach ruhiger. Zwei Tage lang litt Robinson noch an der Seekrankheit, am dritten Morgen fühlte er sich wohl und munter und begab sich auf's Verdeck. Die Luft war

mild, kaum ein Lüftchen kräuselte den glänzenden Spiegel des Meeres.

Da trat sein Freund, der ihn zur Reise verleitet hatte, zu ihm, klopfte ihm lachend auf die Schulter und sagte: „He, Junge, wie ist dir das Schaukeln bekommen?"

„Welch ein furchtbarer Sturm war das!" entgegnete Robinson.

Da schlug sein Freund ein Gelächter auf, indem er fortfuhr: „Die Mütze voll Wind nennst du einen Sturm? Nun, du bist ein Neuling auf dem Wasser, dem man solche Thorheit vergeben muß. Wirst du erst so lange auf der See sein, als ich, dann lachst du über solchen Wind. Laß uns aber jetzt eine Bowle Punsch mit einander leeren und dabei alles Vergangene vergessen!"

Robinson folgte ihm in die Kajüte, und im Kreise einiger ausgelassener Zechbrüder schwanden ihm alsbald die letzten Spuren der guten Vorsätze, die er kurz vorher gefaßt hatte. Noch einige Male kehrten zwar in den nächsten Tagen jene Regungen wieder, aber der Freund, dem er sich vertraute, stellte sie ihm als närrische Einfälle dar, deren sich ein tüchtiger Kerl entschlagen müsse.

Allein die Vorsehung suchte ihn durch eine noch stärkere Mahnung zur Umkehr zu bewegen. Das Schiff kam am sechsten Tage der Fahrt auf die Rhede*) von Yarmouth, mußte aber daselbst acht Tage vor Anker liegen, da widrige Winde die Abfahrt verhinderten. Am achten Tage erhob sich ein gewaltiger Sturm, und die Mannschaft hatte alle

*) Eine unfern der Küste gelegene Gegend im Meere.

Hände voll zu thun, das Schiff dicht und fest zu machen. Die Gewalt des Sturmes nahm indeß zu. Gegen Mittag schlug eine Welle über das Schiff hinweg, ja es schien, als sei der Anker gewichen, weshalb noch ein Hülfsanker ausgeworfen ward. Fürchterlich tobte der Sturm, Entsetzen lag auf allen Gesichtern. Fast betäubt schwankte Robinson in der großen Kajüte umher; mehr noch, als das donnerähnliche Getöse des Sturmes und der Wellen, ängstigte ihn das eigenthümliche durchdringende Aechzen nnd Knistern in den Schiffswänden; er fürchtete jeden Augenblick, daß das Schiff in dem Kampfe der Elemente wie ein dünnes Rohr zerbrechen würde.

Da hörte er einen Matrosen die Worte sagen: „Gott sei uns gnädig und barmherzig, wir sind Alle verloren!"

Er eilte, zitternd am ganzen Körper, nach dem Verdeck. Welch ein Anblick ward ihm hier! Brausende, schäumende Wellen-Ungeheuer sah er daherkommen. Ueberall auf der Rhede herrschte Noth und Jammer. Auf einem der Schiffe, die dort lagen, waren bereits die Masten gekappt worden, zwei andre, die der Sturm von den Ankern losgerissen hatte, irrten auf dem Meere umher, ein Kohlenschiff sank eben.

Wie es draußen stürmte und tobte, so stürmte und tobte es auch in Robinsons Gemüth; mußte er sich doch sagen, daß er nach der großen Versündigung, die er begangen, sogar auch die Reue von sich gewiesen habe. Er sah Matrosen, die sich sonst über alle Maaßen roh gezeigt hatten, auf den Knieen liegen und ihre Hände zum Himmel erheben.

Plötzlich schrie eine Stimme aus dem Schiffsraum: „Das Schiff hat einen Leck bekommen!" Ein Matrose rief: „Um

Gottes Willen! das Waſſer ſteht ſchon vier Fuß hoch im Raume!“

Robinſon ſank wie todt nieder. Ein Matroſe erhob ihn, ſchüttelte ihn und ſagte, hier gelte es jetzt zu helfen, ſonſt werde er ihn über Bord werfen. Er wußte nicht, daß Robinſon, der von Natur gar nicht feige war, mehr noch von dem Gefühle ſeines Unrechts, als von dem Gedanken an die Gefahr ſo mächtig ergriffen worden war. Die Drohung hatte ihn indeß zu ſich gebracht, er eilte an eine Pumpe und arbeitete, daß ihm der Schweiß aus allen Poren drang.

Plötzlich ertönte ein furchtbarer Knall. Es war ein Nothſchuß, den der Kapitain abfeuern ließ. Robinſon glaubte, das Schiff ſei geborſten, und fiel zum zweiten Male ohnmächtig zu Boden. Ein Matroſe, der ihn für todt hielt, trat an die Pumpe und ſtieß ihn mit dem Fuße bei Seite.

Nach längerer Zeit kam er erſt wieder zu ſich, aber nicht

zu seinem Troste, denn das Wasser stieg immer höher im Schiffsraume. Der Kapitain that noch einige Schüsse, und endlich ward von einem größeren Fahrzeug den Unglücklichen ein Hülfsboot gesandt.

Mit großer Mühe gelang es, dasselbe durch ein ausgeworfenes Tau heranzubringen, die Schiffsmannschaft sprang hinein, aber ihre Rettung war dadurch noch nicht gesichert; erst nach unsäglichen Anstrengungen erreichten sie den Strand von Wintertonesse. Von dort sahen die Geretteten ihr Schiff sinken. Sie begaben sich nun zu Fuße nach Yarmouth, wo sie bei menschenfreundlichen Leuten Aufnahme fanden, auch Reisegeld erhielten.

Robinson sah seinen Verführer, der sehr kleinlaut geworden war, erst nach einigen Tagen. Der Vater desselben war zugegen und erfuhr jetzt erst, daß Robinsons Reise ein bloßer Versuch gewesen, er aber jetzt Willens sei, weiter zu reisen. Das letztere suchte ihm der Kapitain auszureden und sagte, ein solcher Anfang deute auf keinen guten Fortgang. Er forderte darnach Robinson auf, ihm mitzutheilen, was ihn zur Reise bewogen habe.

Robinson wollte anfangs nicht mit der Sprache heraus, doch erzählte er endlich genau den Hergang der Sache.

Der Kapitain gerieth in eine gewaltige Aufregung. „O daß ich einen solchen Elenden auf meinem Schiffe haben mußte!“ rief er. „Gewiß war das die Ursache, daß mich ein so schweres Unglück traf!“ Nach und nach ward er ruhiger und hielt es Robinson als eine heilige Pflicht vor, ungesäumt zu den Eltern zurückzukehren und sie um Verzeihung seines schweren Unrechts anzuflehen.

Vergebens! Obgleich Robinson von seinem Gewissen dieselbe Mahnung empfing, so war doch der Trieb, die weite Welt zu sehen, wieder so lebhaft in ihm erwacht, daß er sich nur allein von demselben leiten ließ. Die Leute, die ihn aufgenommen hatten, versorgten ihn reichlich mit Reisegeld, und so beschloß er, zunächst in London sein Glück zu versuchen.

Drei Tage darauf zog er wohlgemuth in London ein. Er war von Aussehen und im Umgange ein liebenswürdiger junger Mann und dies bewirkte, daß er alsbald gute Bekanntschaft machte. Unter Anderm wurde er auch mit einem Schiffskapitain bekannt, der ihm vorschlug, mit ihm nach Guinea zu reisen. Es sollte ihm, fügte er hinzu, nichts kosten, sondern er wolle ihn als Tischgenossen und Gesellschafter betrachten.

Das war für unsern Robinson ein Anerbieten welches sich hören ließ, zumal da der Kapitain hinzufügte, daß, wenn er etwas auf den Ankauf von Waaren verwenden wolle, er in Guinea durch Tauschhandel ein gutes Geschäft machen könne.

Robinson schrieb an einige Verwandte und brachte etwa vierzig Pfund Sterling*) zusammen. Die Reise ging glücklich von Statten und hatte für Robinson den besten Erfolg, denn er brachte fünf Pfund und neun Unzen Goldstaub nach London zurück, die ihm einen reinen Gewinn von dreihundert Pfund Sterling eintrugen. Außerdem hatte er unter der

*) Ein Pfund Sterling beträgt nach unserm Gelde ungefähr 20 Mark.

Anleitung seines Freundes, des Schiffskapitains, bedeutende Kenntnisse in der Mathematik und Steuermannskunde erlangt.

Dies war die einzige glückliche Reise, deren sich Robinson in seinem Leben zu erfreuen gehabt hat.

## II. Kapitel.

## Sclaverei und Flucht.

Eben als sich der Kapitain zur zweiten Reise rüstete, starb er zu Robinsons großem Leidwesen. Der Steuermann übernahm die Leitung des Schiffes, und Robinson entschloß sich, mit diesem die Reise zu machen. Schon befanden sie sich in der Nähe der Kanarischen Inseln, da entdeckten sie eines Morgens ein maurisches Seeräuberschiff, das mit vollen Segeln auf sie Jagd machte. Sie suchten zu entkommen, doch bald erkannten sie, daß die Entfernung zwischen ihrem Schiffe und jenem immer geringer ward. Sie richteten sich deshalb zum Kampfe ein, der auch nach einigen Stunden erfolgte. Nachdem sich beide Schiffe eine Zeit lang ohne besonderen Erfolg beschossen hatten, enterten die Mauren das angegriffene Schiff, hieben das Tau- oder Takelwerk desselben zusammen und drangen, neunzig an der Zahl, auf das Verdeck

der Gegner, deren sie bald Herr wurden. So kam Robinson in die Hände der Mauren und ward als Gefangener in den Hafen von Salee geführt.

Der Kapitain sandte die übrigen Gefangenen in das Innere des Landes zum Kaiser, unsern Robinson aber, der jung und flink war, behielt er selbst als Sclaven bei sich. Ob es ihm gleich hier nicht so übel erging, als er Anfangs befürchtet hatte, war ihm doch der Verlust der Freiheit unerträglich, und er sann beständig auf Mittel zur Flucht. Nun gedachte er oft des prophetischen Wortes seines Vaters, „daß er elend sein und keinen Retter haben würde!" —

Zwei Jahre waren vergangen, Robinsons Herr, der von Zeit zu Zeit auf Seeraub auszog, lag länger als sonst zu Hause, da es ihm an dem erforderlichen Gelde zur Ausrüstung eines Schiffes fehlte, und er fuhr in dieser Zeit wöchentlich mehrere Male auf die Rhede, um zu fischen. Robinson und ein kleiner Maurenjunge, Namens Xury mußten ihn dann begleiten und rudern.

Als sie eines Morgens auch wieder auf der Rhede sich befanden, wurden sie von einem dichten Nebel überfallen. Da sie keinen Kompaß bei sich hatten, irrten sie sich in den Himmelsrichtungen und konnten noch von Glück sagen, daß sie, obwohl müde und hungrig, am Abende den Hafen erreichten.

Robinsons Herr beschloß, niemals wieder ohne Lebensmittel und Kompaß auf den Fischfang auszufahren. Er ließ das Boot mit einem Feuerheerde versehen, auch eine kleine Kajüte auf demselben herstellen, von der aus man das Steuerruder regieren und die Segel handhaben konnte. In der

Kajüte waren zugleich Behälter zur Aufbewahrung von Flaschen mit Getränken und Speisen angebracht.

Eines Tages befahl der Kapitain, das Schiff zum folgenden Tage reichlich mit Lebensmitteln zu versehen, da er einige seiner Freunde zu einer Lustfahrt eingeladen habe. Am nächsten Morgen wurden außerdem noch drei Flinten mit der nöthigen Munition auf das Schiff gebracht, damit sich die Lustfahrenden neben dem Fischfange auch mit dem Schießen von Wasservögeln beschäftigen könnten. Da kam der Kapitain zu Robinson und sagte ihm, die Freunde würden erst zu Mittage erscheinen, er solle indeß mit einem Mauren und dem kleinen Xury nach der Rhede fahren und zusehen, ob er nicht bis dahin ein gutes Gericht Fische anschaffen könne.

Augenblicklich blitzte in Robinsons Seele der Gedanke an Flucht auf. Als sein Herr weggegangen war, kamen Xury und der Maure Müley an den Strand.

„Geh, Müley," sprach Robinson, „und besorge uns Speise, denn die Lebensmittel unsers Herrn dürfen wir nicht angreifen."

Dies schien dem Angeredeten begreiflich, und er holte einen großen Korb voll Rusk (eine Art Schiffszwieback) und zwei Flaschen Wasser herbei.

Während der Zeit hatte Robinson aus dem nebenstehenden englischen Schiffe, das von dem Kapitain geraubt worden war, nicht nur mehrere Werkzeuge — ein Beil, eine Säge, einen Hammer, einen Kochkessel — sondern auch einen Klumpen Wachs und eine Menge Bindfaden in das Boot geschafft.

Müley ließ sich noch einmal täuschen und holte einen ledernen Beutel mit Schrot und Kugeln.

Nun verließ Robinson den Hafen, fest entschlossen, nicht wieder zurückzukehren. Als sie etwa eine Seemeile gefahren waren, geyeten sie die Segel (d. h. sie zogen sie zusammen) und setzten sich zum Fischen nieder. Aber kaum hatten sie die Schnüre ausgeworfen, da sagte Robinson, er sähe schon, hier sei nichts zu fangen, sie müßten weiter hinaus.

Müley war damit zufrieden, zog ein kleines Segel auf, und nun fuhren sie etwa wieder eine Meile.

Robinson gab Xury das Steuerruder, ging zu Müley, der sich eben über das Vordertheil des Schiffes hinausbeugte, ergriff ihn an den Schenkeln und warf ihn über Bord. Bald tauchte dieser wieder auf, und bat Robinson, ihn in's Schiff zu nehmen.

Dieser aber hatte eine Flinte ergriffen und sagte: „Du schwimmst gut, und die See ist still; mache also, daß du fort und an's Land kommst. Näherst du dich aber dem Schiffe, so schieße ich dich vor den Kopf, denn ich bin entschlossen, meine Freiheit zu erringen."

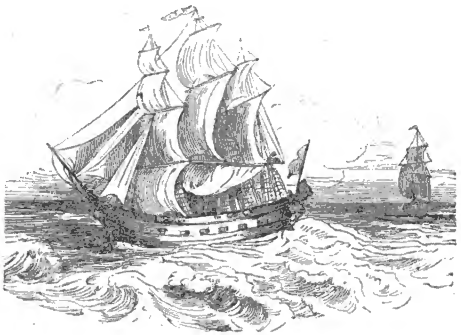
Müley kehrte augenblicklich um, und schwamm dem Ufer zu.

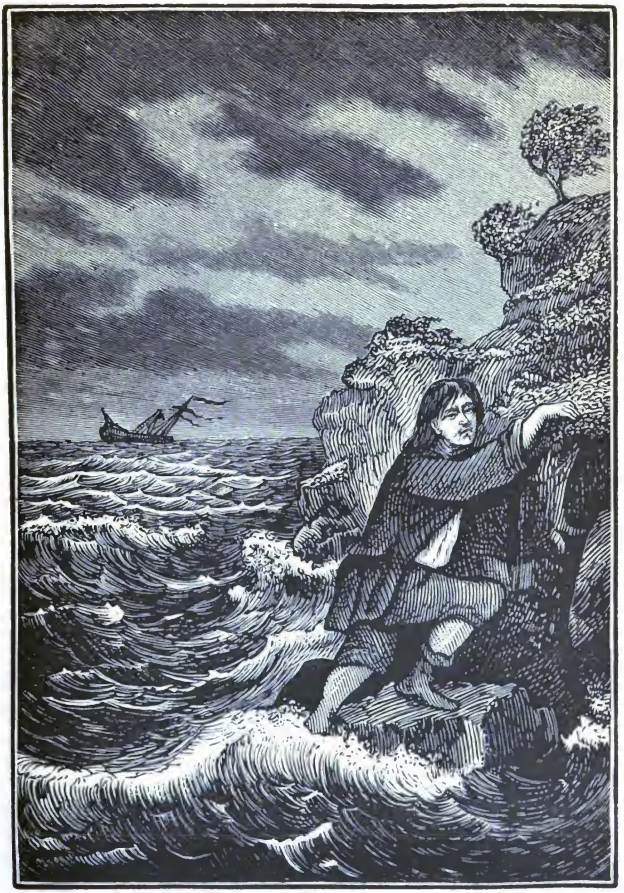
Robinson trauete ihm nicht recht, sonst hätte er ihn bei sich behalten. Daß er zu Schaden kommen würde, war nicht zu befürchten, denn der Hafen war zwar zwei Seemeilen, ein naher Vorsprung der Küste aber nur eine halbe Seemeile entfernt, und Müley, ein ausgezeichneter Schwimmer, hatte schon oft doppelt und dreifach so große Strecken schwimmend zurückgelegt.

Nun sprach Robinson zu dem Knaben: „Xury, wenn du mir treu sein willst, so will ich dich wohl behalten; aber du mußt dich in's Gesicht schlagen und mir bei Mohamed,

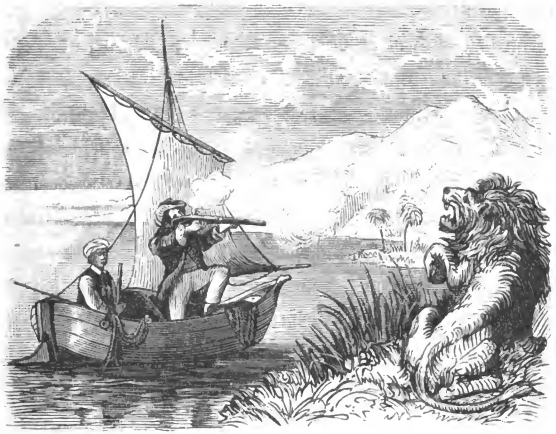
an den du noch glaubst, und bei deines Vaters Bart schwören, sonst muß ich dich auch in die See werfen."

Da lächelte ihn Xury in seiner Unschuld an, daß er unmöglich Mißtrauen in ihm setzen konnte. Darnach schwur ihm der kleine Kerl mit ernsthaftem Gesichte, ihm treu zu sein, und ihm, wenn er es wünsche, bis an's Ende der Welt zu folgen.





Dieſelbe Woge riß Robinſon dem Lande zu.



## III. Kapitel.

## Neue Gefahren.

So lange Robinson noch glaubte, von dem zurückschwimmenden Müley gesehen zu werden, segelte er nördlich; sobald aber der Abend dämmerte, machte er eine Wendung, sammelte Süd und lenkte seinen Lauf etwas östlich, um in der Nähe der Küste in stillerem Wasser zu bleiben.

Die Fahrt ging rasch vorwärts, und am nächsten Nachmittage befand er sich nach seiner Berechnung mindestens hundert und fünfzig Meilen*) südlich von Salee. Am fünften

*) Es sind hier, wie auch weiterhin in der Geschichte immer nur Seemeilen gemeint, von denen vier auf eine geographische deutsche Meile kommen.

Tage fürchtete er keine Verfolgung mehr und näherte sich nun der Küste.

Ohne zu wissen in welcher Gegend er sich befinde, warf er, da es ihm an süßem Wasser fehlte, in der Mündung eines kleinen Flusses den Anker aus. Er beabsichtigte, mit Xury in der Dunkelheit an's Land zu schwimmen, und nach einer Quelle zu suchen. Aber kaum war die Sonne gesunken, da erhoben sich vielfache, ihm gänzlich unbekannte Stimmen wilder Thiere, daß er nicht wagte, seinen Entschluß auszuführen. Das Heulen, Bellen und Brüllen nahm bei einbrechender Dunkelheit in furchtbarer Weise zu. Um Mitternacht sah Robinson einige schreckliche Thiere unbekannter Art an den Strand kommen, die sich mit Schnauben und Prusten im Wasser umherwälzten, um sich abzukühlen.

Robinsons Angst stieg auf's Höchste, als er es hörte, daß eines der Thiere sich seinem Boote schwimmend näherte. Mit zitternder Stimme bat ihn Xury, den Anker zu lichten. Robinson hielt es indeß für zweckmäßiger, das Ankertau zu verlängern und so das Schiff weiter vom Ufer abtreiben zu lassen. Aber kaum legte er Hand an, um seine Absicht auszuführen, da bemerkte er etwa zwei Ruderlängen vom Schiffe die dunklen Umrisse des Thieres.

Jetzt galt es, einen schnellen und kühnen Entschluß zu fassen. Er ergriff eine Flinte und schoß die Ladung dem Thiere auf den Kopf. Da war es, als entstehe plötzlich ein Klippenstrudel im Wasser, so mächtig bewegte sich das wahrscheinlich schwer verwundete Thier; doch machte es kehrt und schwamm dem Ufer zu. Der Schuß aber war das Signal zu einem tausendstimmigen schauerlichen Getöse, das sich jetzt

nah und fern auf der Küste erhob; es war, als ob das Höllenheer losgelassen wäre.

Endlich verging die schreckensvolle Nacht, und der Himmel röthete sich. Selten wurde wohl der Aufgang der Sonne freudiger begrüßt, als es an diesem Morgen von Robinson und Xury geschah. Nun aber entstand die Frage, ob sie es wagen dürften, das Land zu betreten, das vielleicht von Wilden bewohnt war.

Das helle Sonnenlicht hatte aus Xury's Seele alle Aengstlichkeit und Sorge verscheucht, so daß er sich erbot, allein mit einem Kruge an's Land zu gehen, um einen Quell zu suchen. „Wenn die wilden Leute kommen," sagte Xury, „so fressen sie mich, und du kannst fortsegeln."

Robinson riß den Knaben an sich und küßte ihn, indem er sagte: „Wir wollen beide gehen, und wenn sie kommen, so schießen wir sie todt."

Sie begaben sich darauf mit ihren Krügen an das Land und fanden bald frisches Quellwasser.

Darauf segelten sie weiter. Robinson war nach seiner Schätzung jetzt in der Nähe der kanarischen Inseln, ja er glaubte mehrmals, den Piko oder den hohen Berg auf der Insel Teneriffa zu bemerken. Er hatte Lust, sich in die offene See hinaus zu wagen, in der Hoffnung, die Insel zu erreichen; doch trieben ihn, als er zur Ausführung schritt, widrige Winde zurück. Nun segelte er in der Nähe der Küste weiter.

Eines Tages warf er dicht an einer hervorspringenden Landzunge den Anker aus. Da ergriff plötzlich Xury mit ängstlicher Geberde seine Hand und zeigte, ohne ein Wort

zu sagen, nach dem Abhange. Dort gewahrte Robinson einen außerordentlichen großen Löwen, der im Schatten eines Baumes schlief.

„Xury" sagte Robinson leise, mache, daß du hinkommst, und tödte mir das Thier!"

Der Knabe erschrak und sagte: „Ich den tödten! Für ihn wäre ich gerade ein Bissen."

Robinson winkte Xury, zu schweigen, und lud dann schnell und geräuschlos drei Flinten. Nun nahm er die am stärksten geladene Flinte und zielte dem Löwen nach dem Kopfe. Da das Thier die Pfote über die Schnauze hielt, zerschmetterte ihm der Schuß den Knochen in der Gegend des Kniees. Der verwundete Löwe sprang empor, fiel aber, als er sich auf den gebrochenen Fuß stützen wollte, nieder. Er schleppte sich auf drei Beinen einige Schritte weiter und hob dann mit schauerlichem Gebrüll den Kopf empor.

Da traf ihn der zweite Schuß. Er stürzte zusammen und rang mit dem Tode.

Nun erwachte Xury's Kampflust. Er begab sich an's Ufer, setzte dem Löwen die Flinte in's Ohr, schoß ihn durch den Kopf und gab ihm so den Rest. Robinson zog dem Thiere das prächtige Fell ab und breitete es, um es zu trocknen, über die Kajüte aus.

Wieder waren zehn Tage vergangen, ohne daß Robinson's Wunsch, einem englischen oder portugiesischen Handelsschiffe zu begegnen, in Erfüllung gegangen war. Obgleich er sparsam gelebt hatte, war doch sein Mundvorrath fast zu Ende. Nun bemerkte er, daß das Land bewohnt zu werden anfing, denn er sah öfter Menschen, die schwarz und unbekleidet waren.

Er näherte sich auf der Stelle, wo er mehrere Wilde sah, dem Ufer und gab Jenen durch Geberden zu verstehen, daß er Lebensmittel zu erhalten wünsche.

Einige der Neger liefen darauf hinweg und brachten getrocknetes Fleisch und einen Beutel Korn herbei. Da aber beide Parteien einander nicht trauten, war es anfangs nicht abzusehen, wie die Ueberreichung der Nahrungsmittel vor sich gehen sollte. Doch es machte sich bald. Die Schwarzen zogen sich auf eine weite Entfernung zurück und näherten sich erst, als Robinson die Speisen an Bord genommen hatte, wieder dem Strande.

Während nun Robinson ihnen eben durch Geberden seinen Dank zu erkennen gab, kamen zwei gewaltige Raubthiere vom Gebirge daher, eins das andere verfolgend.

Alle Schwarzen flohen, bis auf einen, der eine Lanze in der Hand hielt.

Die Thiere sprangen in das Wasser wälzten sich umher, und nun sah Robinson, daß es Tiger waren. Einer derselben kam ihm ziemlich nahe und er schoß ihn durch den Kopf. Das Thier tauchte unter, kam wieder herauf, und dies wechselte ab, bis es starb und still auf dem Wasser lag. Der andere Tiger, durch den Schuß erschreckt, war in wilden Sprüngen entflohen.

Die Neger waren indeß nicht minder durch den Schuß erschreckt worden; einige derselben lagen wie todt am Boden. Robinson winkte ihnen freundlich zu, aber erst nach einiger Zeit wagten sich einige Männer heran. Nach und nach verständigten sie sich gegenseitig durch Zeichen; die Schwarzen erhielten das Fleisch des Tigers, Robinson dagegen bekam

das Fell desselben. Außerdem brachten ihm die Neger frisches Wasser und einen bedeutenden Vorrath von Lebensmitteln.

Ohne zu landen, segelte nun Robinson elf Tage lang in südlicher Richtung weiter und kam endlich an das grüne Vorgebirge, in dessen Nähe er auf hoher See ein Schiff bemerkte, das er nach vierstündiger Fahrt erreichte. Es war ein portugiesisches Handelsschiff, dessen Kapitain sich sogleich bereit zeigte, Robinson und Xury aufzunehmen.

Robinson's Freude über seine Rettung war so groß, daß er dem Kapitain alle seine Habe anbot.

Letzterer, ein edler Mann, schlug dies aus. Nur einen Wunsch äußerte er späterhin, nämlich den, Xury zu erhalten, indem er versprach, ihn in der christlichen Religion zu erziehen und ihn in späteren Jahren freizulassen.

Robinson trennte sich ungern von dem Knaben, doch willigte er ein. Dagegen kaufte der Kapitain ihm sein Boot, die Gewehre, die Felle des Löwen und des Tigers für hohe Preise ab, so daß er, als das Schiff in Brasilien vor Anker ging, mit einer Summe von zweihundert dreißig Stücken von Achten*) an's Land stieg.

---

* Ein Piaster der 8 Silberrealen enthält, daher eben ein Stück von Achten. Er beträgt etwas über 1 1/3 Thaler.

## IV. Kapitel.

## Pflanzerleben, Schiffbruch.

Der Kapitain empfahl Robinson dem Besitzer einer Zuckerpflanzung. Robinson hielt sich eine Zeitlang bei ihm auf, und da er sah, wie gut es sich als Pflanzer lebte, so beschloß er, für einen Theil seines Geldes Acker zu kaufen und auch eine Pflanzung anzulegen.

Er führte dies auch aus, und sein Unternehmen gedieh so gut, daß er bereits nach vier Jahren ein ziemlich wohlhabender Mann geworden war.

Bisweilen kam es ihm in den Sinn, sein Eigenthum zu Gelde zu machen und zu seinen Eltern zurückzukehren. Aber das schien ihm dann wiederum doch noch nicht an der Zeit zu sein. Wenn er zurückkehrte, wollte er als ein reicher Mann den heimischen Boden betreten, um die Bewunderung aller Verwandten und Bekannten zu erregen.

Das Leben auf der Pflanzung begann ihm indeß langweilig zu werden. Wenn das Lebensglück für dich nur darin bestände, gut zu essen und gut zu trinken, sagte er sich endlich, so wäre es ja viel gescheuter gewesen, wenn du die Heimath nie verlassen hättest.

Eines Tages kamen mehrere der reichsten Pflanzer zu ihm. Sie hätten, sagten sie, Mangel an Sclaven und wären zu dem Entschlusse gekommen, ein Schiff nach Guinea auszurüsten, um Neger kaufen zu lassen. Da er nun ein unternehmender Mann sei, so machten sie ihm den Vorschlag, die Führung des Schiffes zu übernehmen. Gehe er darauf ein, so solle er ohne einen Beitrag zum Unternehmen zu geben, einen gleichen Antheil wie sie an den Negern haben, auch wären sie bereit, seine Pflanzung bis zu seiner Rückkehr zu verwalten, so daß er durch seine Entfernung keinen Abbruch an dem Ertrage seiner Ländereien erleiden solle.

Robinson nahm das Anerbieten an und ging am 1. September 1659 in See. Das Schiff war außer ihm, dem Schiffer und seinem Jungen, mit 14 Mann besetzt und hatte 6 Kanonen an Bord.

Sie segelten an der Küste von Brasilien nordwärts, kamen bei dem Vorgebirge San Augustino vorüber, ließen die Inseln Ferdinando de Norancha rechts liegen und passirten nach zwölf Tagen die Linie.

Nun schlug der Wind um und ward so heftig, daß sie zwölf Tage lang vor Top und Takel (ganz ohne Segel) treiben mußten und zuletzt nicht mehr wußten wo sie waren.

Endlich ließ der Wind etwas nach, das Schiff aber hatte dermaßen gelitten, daß sie nicht hoffen durften, auf ihm Guinea

zu erreichen. Sie beschlossen deshalb, nach Barbados zu segeln, um dort die nöthigen Ausbesserungen des Schiffes vorzunehmen.

Als sie mehrere Tage lang gefahren waren, erhob sich wiederum ein Sturm, der fast noch heftiger war, als der vorige. Er trieb sie hoch in die See hinaus.

Am Morgen des sechsten Tages rief plötzlich ein Matrose: „Land!"

Robinson eilte aus der Kajüte, aber kaum war er auf dem Verdeck, als das Schiff einen so heftigen Stoß bekam, daß er niederfiel. Es war auf eine Sandbank getrieben worden, und die Wellen schlugen sogleich über dasselbe hinweg.

Erstarrt stand die Schiffsmannschaft, denn es schien jetzt, als sei an Rettung nicht zu denken. Alle erwarteten mit jedem Augenblicke daß das Schiff von den Wellen zertrümmert werden würde. Doch es verging eine ziemliche Zeit und immer widerstanden die festen Schiffswände der Gewalt der Wellen.

Dies und die Versicherung des Steuermannes, daß der Sturm fühlbar schwächer werde, rief die erstarrten Lebensgeister der Matrosen wieder wach, so daß sie einen Versuch zur Rettung machten. Ihren vereinten Kräften gelang es, das Boot in's Meer zu setzen. Alle sprangen hinein und überließen sich nun der Gewalt der Elemente.

Ihr Zustand in dem kleinen Boote war fürchterlich, denn die Wellen gingen noch sehr hoch, und sie mußten fürchten, daß, wenn sie wirklich das felsige Ufer des Landes reichten das Boot dort zerschellt werden würde. Das geschah nun zwar nicht, wohl aber noch Schlimmeres, denn eine furchtbare Woge kam und stürzte das Boot um.

Dieselbe Woge riß Robinson dem Lande zu. Ob er

gleich schwimmen konnte, vermochte er doch in seiner Bestürzung nicht, Hand oder Fuß zu rühren, wahrscheinlich hätte ihm dies auch nicht einmal etwas genützt, da die Macht des Elements zu gewaltig war. Fast schon besinnungslos, fühlte er Boden unter seinen Füßen. Die Liebe zum Leben wirkte gleichsam elektrisch auf ihn, er raffte sich auf und lief den Felsbergen zu, um eine höhere Stelle zu erreichen. Eine neue mächtige Welle brauste hinter ihm her.

Wie er auch eilte, er ward ergriffen, überfluthet und vorwärts gerissen. Er hielt den Athem an, um das Meerwasser nicht einzuschlucken. Schon dem Ersticken nahe, fühlte er zum zweiten Male Grund unter sich, und wieder gelang es ihm, ein Stück vorwärts zu kommen. Sehnlich wünschte er, eine vor seinen Augen liegende felsige Höhe zu erreichen, denn er wußte, daß er sich immer noch in der Gefahr befand, von einer neuen Welle zurückgerissen zu werden.

Wirklich ward er noch einmal von einem heulenden, schäumenden Ungethüm erreicht, das ihn hoch hinauf nach dem felsigen Boden warf und zwar so heftig, daß ihm die Besinnung verging. Ein Glück für ihn war es, daß keine der nachfolgenden Wellen diesen Ort erreichte.

Nach einiger Zeit kam er wieder zu sich. Ihm war es, als erwachte er aus einem schrecklichen Traume. Stöhnend hob er sein Haupt empor und blickte um sich. Allgemach dämmerte es vor seinem Bewußtsein, und ihm ward sein Zustand wieder klar. Die Gefahr erkennend, in der er sich noch befang, kroch er auf Händen und Füßen etwa dreißig bis vierzig Schritt weiter an dem Gestade empor. Hier fiel er noch einmal in jenen Traumähnlichen Zustand, aus dem er

erst nach längerer Zeit erwachte. Der Gedanke, daß er wirklich dem schauerlichen Tode entronnen sei, erfüllte ihn mit unaussprechlichem Entzücken. Er lief am Strande hin und her und machte allerhand wunderliche Geberden. Endlich sank er auf seine Kniee, erhob seine Hände zu Gott und dankte ihm aus Herzensgrunde für seine Rettung. Darnach schauete er sich um nach den Gefährten, ging rufend den Strand auf und ab, aber er vernahm nichts als das Sausen und Brausen der aufgestörten Elemente. Drei Hüte, eine Mütze und zwei Schuhe war Alles, was er von ihmen noch zu sehen bekam. Er stieg etwas höher auf die Klippen, da erblickte er das gestrandete Schiff, das auch jetzt noch der Gewalt der Wellen widerstand, die es schäumend umbrausten.

Robinson setzte sich nieder, und indem er nun anfing, über seinen Zustand nachzudenken, verwandelte sich seine Freude gar bald in Angst und Grausen. Ihm fehlte es an trocknen Kleidern, an Speise und Trank, wie auch an Jagdgeräthen, um sich Thiere zu seinem Unterhalte zu tödten, oder sich gegen Raubthiere zu vertheidigen. Kalter Schweiß brach ihm aus dem Körper hervor, als er sich sagte: Du bist nun aus dem Meere gerettet worden, um vielleicht einem qualvollen Hungertode zu erliegen, oder von wilden Thieren zerrissen zu werden. Und wieder gedachte er der Mahnung seines Vaters und des Ausspruches, „daß er elend sein und keinen Retter haben werde.“ Er blickte lange verzweiflungsvoll vor sich nieder, dann sprach er mit lauter Stimme: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf das es dir wohlgehe und du lange lebest auf Erden!“

Endlich erhob er sich und ging, von Unruhe getrieben, hin und her.

Nachdem eine Weile in dieser Stimmung vergangen war, erwachten die Bedürfnisse seines Leibes um so lebhafter. Er empfand Hunger und Durst und blickte überall umher, ob nicht wenigstens trinkbares Wasser zu finden sei.

Nach langem Suchen fand er einen Quell.

Der Abend nahete. Der Himmel war von dunklem Gewölk bedeckt, aus dem es bald stärker, bald schwächer regnete. In der Ferne rollte der Donner. Robinson hatte nichts gefunden, was er hätte als Nahrung zu sich nehmen können. Die Dunkelheit nahm zu, und er wußte noch nicht, wo er die Nacht zubringen sollte. Er fürchtete die wilden Thiere, die des Nachts auf Raub ausgehen. Endlich schnitt er sich mit dem Messer, das er nebst seiner Pfeife und einem Tabacksbeutel bei sich getragen hatte, als er Schiffbruch litt, einen Stock ab und stieg auf einen, einer Tanne ähnlichen, dornigen Baum, auf dem mehrere Aeste so gewachsen waren, daß er sich sitzend anlehnen konnte. Ermattet schlief er ein und erwachte neubelebt am andern Morgen.

## V. Kapitel.

## Der erste Tag seiner Einsamkeit.

Der Sturm hatte sich gelegt, der Himmel war blau; heller, warmer Sonnenschein lag auf Meer und Land.

Was Robinson am meisten erfreute, war, daß er das Schiff etwa nur eine Seemeile vom Ufer entfernt erblickte. Sicherlich hatte es die Fluth von der Sandbank aufgehoben und der Insel zugetrieben, wo es dann wieder auf Grund gestoßen war.

Robinsons Gedanken bei dem Anblicke des Schiffes konnten natürlich keine anderen sein, als die, Mittel zu ersinnen, auf welche Art sich Speisen und Werkzeuge von dem Schiffe nach der Insel bringen ließen. Er gedachte des Bootes, auf dem er sich mit den Gefährten hatte retten wollen, bestig einen Berg und schauete überall nach ihm umher. Endlich erblickte er es in einer Entfernung von etwa zwei Meilen am Strande. Er ging der Gegend zu, doch wurde er durch einen Fluß aufgehalten, der nach seiner Meinung eine beträchtliche Breite hatte.

Unverrichteter Sache mußte er wieder seinen Rückweg

antreten, auf dem er eifrig, wiewohl vergebens, nach Nahrungsmitteln umher spähete.

Etwa um die Mittagszeit kam er zurück und ward gewahr, daß er bei der inzwischen eingetretenen Ebbe sich dem Schiffe trockenen Fußes bis etwa auf drei- bis vierhundert Schritte nähern konnte. Nun faßte er einen kurzen Entschluß, warf seine Kleider bis auf das Hemde und die langen Beinkleider von sich schwamm zum Schiffe und schwang sich vermittelst eines herabhängenden Taues an Bord. Emsig durchforschte er die Schiffsräume und fand Alles in bester Ordnung. Ein Hund, der fast verschmachtet war, sprang ihm entgegen, auch zwei Katzen kamen hervor. Er gab den Thieren Nahrung, setzte ihnen auch Wasser vor und war in dem Gedanken erfreut, an ihnen Gesellschafter in seiner Einsamkeit zu haben.

Wie aber sollte er sie nebst den Lebensmitteln und Geräthschaften, die er sich anzueignen gedachte, nach der Insel bringen? Augenblicklich beschloß er, ein Floß zu bauen. Balken, Stangen und Bretter gab es ja in Menge auf dem Schiffe. Nun öffnete er die Zimmermannskiste, nahm Sägen, Beile, Hammer und Nägel heraus und ging an's Werk.

Die Theile, aus denen das Floß gebaut werden sollte, ließ er an Stricken herab, damit sie nicht weggetrieben würden, und verband sie durch kreuzweis darüber gelegte Bretter.

Es war keine geringe Arbeit, das Floß so herzustellen, daß er ihm eine tüchtige Ladung anvertrauen konnte.

Endlich war das Werk vollendet, und er ging nun an die Beladung des Flosses.

Zunächst füllte er drei Matrosenkisten mit Schiffszwiebacken, Reis, Käsen, geräuchertem Fleisch und Getreide. Darnach brachte er einige Flinten, ein Paar Pistolen, einige Beutel Schrot und Kugeln und einige Fässer Pulver auf das Floß; auch versah er sich mit Kleidungsstücken.

Nachdem er nun auch noch den Hund und die Katzen auf das Floß genommen hatte, ergriff er ein Ruder und begann seine Fahrt. Hoffen und Bangen erfüllten ihn. Alles schien zwar darauf hinzudeuten, daß es ihm gelingen werde, seine Schätze in Sicherheit zu bringen, dennoch aber mußte er sich sagen, daß selbst — nach der Seemanns-Sprache — „eine Mütze voll Wind" hinreichen würde, ihm das wieder zu rauben, was ihm jetzt unentbehrlich schien. Er näherte sich indeß immer mehr dem Lande, obwohl das Floß weiter nordwärts getrieben ward, als ihm lieb war.

Endlich bemerkte er einen Einschnitt in das Land, der durch die Mündung eines kleinen Flusses gebildet war. Die in denselben eindringende Fluth führte das Floß mit sich, und es schien somit, als würde er für die Ausschiffung der Geräthschaften einen sichern Hafen gewinnen.

Plötzlich aber stieß das Floß in dem Flusse mit der Vorderseite auf eine Sandbank, wodurch es in eine schiefe Lage kam und für Robinson die Gefahr eintrat, alle seine Schätze zu verlieren. Er stemmte sich mit dem Rücken gegen die äußerste Kiste und mühete sich dabei aus allen Kräften, das Floß loszubringen. Vergebens waren indeß seine Anstrengungen; erst nach etwa einer halben Stunde ward das Floß von der steigenden Fluth wieder flott gemacht. Nun ruderte er vorsichtig weiter und landete endlich in einer kleinen

Bucht. Seine Freude war groß. Er hob die Hände zum Himmel und dankte Gott mit lauter Stimme, daß er ihm Mittel gegeben habe, sein Leben wenigstens auf einige Zeit zu fristen.

Robinson beschloß nun, das Floß bis zur wiederkehrenden Ebbe ruhig stehen zu lassen, und während dieser Zeit einmal von dem nächsten hohen Berge eine Umschau zu halten.

Bewaffnet mit einer Flinte und einer Pistole, erstieg er den Gipfel des Berges und erkannte nun zu seinem Schrecken, daß er sich auf einer Insel befand. Festland sah er nirgends, nur in der Ferne bemerkte er zwei kleine Inseln.

Kummervollen Herzens trat er seinen Rückweg an, auf dem er einen Vogel schoß, der ihn ganz nahe hatte herankommen lassen. Der Schuß bewirkte einen wahren Aufruhr unter den Tausenden von Vögeln, welche die Gegend bewohnten. Schaarenweise erhoben sie sich, und ihr eigenthümliches Schreien und Schnattern erfüllte die Luft. Sie waren ihm alle fremd. Den geschossenen Vogel hielt er nach seinem Schnabel und seinen Klauen für einen Raubvogel.

Sein nächstes Geschäft war nun, die Ladung auf's trockne Land zu bringen. Als dies geschehen war, stellte er Kisten, Balken und Bretter zu einer Art Schutzwehr zusammen und bereitete sich in der Mitte derselben ein Lager. Er aß etwas Schiffszwieback, trank aus dem nahen Quell und legte sich darauf, todtmüde von der Arbeit des Tages nieder.

Wir folgen nun der Darstellung, wie wir sie in Robinson's Tagebuche finden, daß er sich in den nächsten Tagen anlegte.

Er stemmte sich mit dem Rücken gegen die äußerste Kiste
und mühete sich dabei aus allen Kräften, das Floß loszubringen.

## VI. Kapitel.

### Weitere Arbeiten auf dem Schiffe.

Es ist mir lieb, daß ich Feder, Dinte und Papier habe. Nun kann ich Manches, was mir begegnet ist, verzeichnen, um mich daran späterhin erinnern zu können.

2. October. Neugestärkt erwachte ich, frühstückte, gab dem treuen Hunde, der in der Nacht als Wächter vor meiner Schutzwehr gelegen hatte, und den Katzen Nahrung und beschloß, das Werk des vergangenen Tages zu wiederholen.

Um in einen noch größeren Besitz von Bauholz und Brettern zu kommen, hielt ich es für zweckmäßig, wieder

nach dem gestrandeten Schiffe zu schwimmen und dort ein zweites Floß zu bauen.

Es gelang mir Alles nach Wunsche. Bald war auch dieses Floß fertig, und ich brachte auf demselben folgende Gegenstände nach der Insel: mehrere Säcke mit Nägeln und Schrauben verschiedener Größe, einige Dutzend Beile und Aexte, einen Schleifstein, einige Hebeeisen, zehn Musketen, ein volles Pulverhorn, eine Vogelflinte, einen großen Beutel mit Vogelschroot, zwei Fäßchen mit Musketenkugeln, eine Hängematte mit Bettzeug, eine große Anzahl von Kleidungsstücken und ein großes Segel.

Die Sonne begann sich schon zu neigen, als ich mit dem Ausladen der Sachen fertig war.

Dennoch bauete ich mir noch ein Zelt, wozu ich eben das große Segel mitgebracht hatte.

Das Zelt umstellte ich darnach mit Kisten und Brettern, um in der Nacht gegen den Ueberfall wilder Thiere gesichert zu sein, und brachte alle die Gegenstände hinein, die durch Regen verdorben werden könnten.

3. October. Heut schwamm ich zum dritten Male nach dem Wrack.

Der Bau eines neuen Flosses war diesmal mit besonderen Schwierigkeiten verbunden, da ich die meisten der Werkzeuge, deren man dazu benöthigt ist, an's Land gebracht hatte. Endlich fand ich in der Kajüte das Nöthige.

Diesmal brachte ich Alles, was ich an Tauen, dünnen Stricken und Bindfaden fand, wie auch die noch übrigen Segel auf das Floß.

4.—23. October. In dieser Zeit wechselten Regentage mit gutem Wetter ab.

Letztere Zeit benutzte ich eifrig zu meinen Fahrten, und es gelang mir, noch gar manche nützliche Dinge an's Land zu bringen, unter andern eine Tonne voll Brote, drei Fässer mit Rum, ein Tönnchen feinen Mehles und eine Büchse voll des schönsten Zuckers.

So oft ich kam, immer fand sich hier und da noch etwas vor, was mir werthvoll war.

So entdeckte ich auf der zehnten Hinfahrt in einigen Schubladen ein halbes Dutzend Barbiermesser, ein Dutzend Messer, Gabeln und Löffel, eine große und zwei kleine Scheeren, Nadeln von verschiedener Größe, wie auch groben und feinen Zwirn.

In einer der Schubläden fand ich ein Päckchen, das ziemlich schwer war. Ich vermuthete, daß es Geld enthielte, und so war es auch, denn als ich es öffnete, rollten mir Gold- und Silbermünzen entgegen.

Mit spöttischem Gelächter nahm ich das Päckchen in beide Hände, trat an Bord des Schiffes und sprach: „Elendes Geld, wozu kannst du mir hier nützen? Möge das Meer dich verschlingen!"

Schon im Begriff, zur Ausführung meiner Absicht zu schreiten, besann ich mich noch zur rechten Zeit eines Bessern. Vielleicht, sagte mir eine innere Stimme, kommst du einst wieder in die menschliche Gesellschaft zurück, in der du es dann bedauern würdest, dich von dem Gelde getrennt zu haben. Ich beschloß demnach, es sorgsam aufzuheben.

24. October. Wie sah das Schiff schon aus! Alles,

was irgend von Werth war, hatte ich in Beſchlag genommen.

Ich hätte gern einige Kanonen nach der Inſel gebracht, allein ſie waren zu ſchwer.

Während ich noch arbeitete, umzog ſich der Himmel. Ich beeilte mich und ſtieß bald darauf das Floß ab. Nahe dem Lande ſchon, ſtieß es an eine Felskante und ſchlug um.

Ich ſchwamm an's Ufer und begab mich in mein Zelt.

## VII. Kapitel.

## Arbeiten in der Wohnung.

25. October. So oft ich in der Nacht aufwachte, hörte ich den Sturm ſauſen und die Wogen heulen; am Morgen ſah ich keine Spur mehr von dem Schiffe. Nun richtete ich meine Gedanken auf die Herſtellung eines ſicheren Wohnplatzes.

26. October. Ein klarer Himmel begrüßte mich, als ich aufſtand, und ich machte mich, bewaffnet mit einer Flinte, ſogleich auf den Weg, um mir einen neuen Wohnplatz zu ſuchen.

Bald kam ich an eine Stelle, die mir zur Niederlaſſung ganz geeignet erſchien.

Zur Seite fand ſich eine ſteile Felswand, die ſowohl gegen einen Ueberfall von Menſchen und Thieren, als auch gegen die brennende Sonnenhitze ſchützte.

Von dem Fuße der Felswand aus senkte sich eine gras- und blumenreiche Ebene nach dem Meere hin, ein frischer Quell bot mir seine Labung.

Hier gefiel es mir außerordentlich, um so mehr, als ich auch noch eine grottenartige Vertiefung in dem Felsen bemerkte.

27. bis 31. October. Unablässig war ich mit der Einrichtung meiner neuen Wohnung beschäftigt. Vor der Grotte, die nur eine geringe Tiefe hatte, schlug ich ein Zelt auf. Ich beschloß nun, meine Zeit ordentlich einzutheilen und sie theils zur vollständigen Herstellung der neuen Wohnung, theils zur Besichtigung der nächsten Umgebung zu verwenden.

1. November. Ich habe mir einen Kalender eingerichtet. Er besteht in einem Pfahl, auf dem von mir der Tag meiner Ankunft auf der Insel und darnach jeder Wochentag mit einem kleinen und jeder Sonntag mit einem großen Einschnitt bezeichnet worden ist.

2. November. Ich habe mir vorgenommen, eine Schutzwehr von Pfählen zu bauen, die meine Wohnung in einem Halbkreise von dreißig Schritten umgeben soll. Heute schon wird die Arbeit von mir begonnen, die sehr mühsam sein wird.

3. November. Ich bemerkte auf meiner Wanderung mehrere wilde Ziegen, und es gelang mir, eine derselben zu schießen.

Als ich näher kam, sah ich ein Junges im Grase liegen, das alsbald aufstand und seiner todten Mutter, die ich auf dem Rücken hinwegtrug, meckernd nachfolgte.

Ich wollte das Thierchen aufziehen, aber es fraß nicht, und ich schlachtete es deshalb. Das frische Fleisch der Ziegen schmeckte mir vortrefflich.

13. November. Heut gab es ein Gewitter, bei dem sich mir die Frage lebhaft aufdrängte: Wie, wenn ein Blitzstrahl deinen gewaltigen Pulvervorrath entzündete? — Ich machte eine große Anzahl von leinenen Beuteln, füllte sie mit Pulver und legte sie an verschiedene trockene Orte, so daß nun einer durch den andern wenigstens nicht angezündet werden kann.

14. bis 30. November. Da ich einen großen Vorrath von Pulver in Fässern hatte, fuhr ich fort, Beutel zu arbeiten und das Pulver in kleinen Quantitäten in der angedeuteten Art zu verbergen. Nebenbei setzte ich meine Befestigungsarbeiten fort.

14. bis 24. Dezember. Ich sah an einem dieser Tage Tauben, die in Felsenspalten nisten.

Es gelang mir, in Besitz einer Menge von Eiern zu kommen, die ich mir in meiner Wohnung zubereitete.

In Bezug auf die Fortführung des Pfahlwerks, mit dem ich meine Wohnung zu umschließen gedachte, machte ich eine wichtige Entdeckung. Bisher hatte ich große Bäume gefällt, dieselben dann mit vieler Mühe gespalten und die auf diese Art zubereiteten Pfähle eingegraben. Jetzt hieb ich Bäume von etwa dreiviertel Fuß Dicke ab und kam auf diese Art in weit kürzerer Zeit zu Pfählen.

Durch Nachdenken lernt man Zeit ersparen.

25. Dezember. Welche Gefühle regte dieser Tag in meiner Seele an!

Obgleich meine Verschanzung noch lange nicht fertig und meine Furcht vor einem nächtlichen Ueberfall noch ebenso lebhaft war, als früher, so ließ ich doch alle meine Arbeit am heutigen Tage ruhen.

Meine Seele schwoll mir vor Wehmuth, wenn ich der Zeit gedachte, in der ich das schöne Christfest als Kind in unserm Hause mitgefeiert hatte.

Den größten Theil des Tages saß ich in stillen Betrachtungen vor meiner Wohnung, und manche heiße Reuezähre rann über meine Wange.

Gegen Abend schritt ich dem Meere zu und setzte mich dort auf einem Hügel nieder. Der Gedanke, durch eigene Schuld von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen zu sein, brach mir fast das Herz, und mehrmals bemächtigte sich Verzweiflung meiner, so daß ich auf den Gedanken kam, meinem Leben gewaltsam ein Ende zu machen. Aber eine bessere Stimme gewann in meinem Herzen immer wieder die Oberhand, und bald dankte ich Gott, daß er mir das Leben und damit Zeit zur Besserung gelassen hatte. Sprüche fielen mir ein, die jahrelang in meiner Seele begraben gelegen hatten, und die mir jetzt in meiner Erinnerung erklangen, als kämen sie von Engelslippen.

Endlich sank ich auf meine Kniee, erhob meine Hände und betete inbrünstig zum himmlischen Vater. Getröstet erhob ich mich darnach und wandelte im lieblichen Mondscheine nach meiner Wohnung zurück.

1. Januar 1660. Heute schoß ich nach einer wilden Ziege und traf sie in den Hinterfuß. Sie suchte auf drei Beinen zu entfliehen. Doch ich holte sie bald ein. Da ich sah, daß die Verwundung unbedeutend war, beschloß ich, das Thier leben zu lassen, verband ihm die Wunde, schlang einen Strick um seine Hörner und führte es in meine Wohnung.

6. Januar. Ich kam heute in ein Thal, in welchem ich noch nicht gewesen war, und entdeckte hier eine große Heerde von Ziegen. Da die Ziege, die ich vor einiger Zeit lebendig in meine Wohnung gebracht hatte, bereits ganz zahm geworden war, so meinte ich, daß es eine schöne Sache sein müsse, wenn es mir gelänge, mehrere Ziegen zu fangen, um mir eine Heerde zu ziehen. Dann, dachte ich, hast du ja Fleisch und Milch, wenn Pulver und Blei verschossen sind.

Ich ging in den Wald und hetzte meinen Hund auf die Ziegen, indem ich hoffte, er würde eine derselben festhalten. Aber die sonst so scheuen Thiere setzten sich gegen den Hund mit den Hörnern zur Wehr, und er kam eiligst zu mir zurückgelaufen.

21. Februar. Es regnete in der ganzen vergangenen Nacht, wie auch den ganzen Tag. Da der Regen mein Zelt auf einigen Stellen durchdrang, so beschloß ich, dasselbe mit einem noch größeren Zelte zu umschließen.

23. Februar bis 10. März. Während des größten Theiles dieser Zeit regnete es. Ich arbeitete indeß, wenn der Regen nicht zu heftig war, fortgesetzt an meinem Pfahlwerk.

11. bis 31. März. Der Regen, begleitet von Windstößen, ward immer heftiger. Ich hatte bisher immer statt eines Tisches und eines Stuhles eine größere und kleinere Kiste benutzt. Da es mir nicht an Werkzeugen fehlte, kam ich auf den Gedanken, mir einen Tisch zu machen, und siehe, es gelang mir, ob ich gleich mit meiner Arbeit nicht sonderlich zufrieden war.

1. bis 14. April. Die Regenzeit ist noch nicht vorüber.

Ich vollendete die zweite Pfahlreihe, auch machte ich mir einen Stuhl und eine kurze Leiter.

15. April. Da meine Verschanzungen nun fertig waren, legte ich mich am gestrigen Abend zum ersten Male mit dem Gefühle der vollkommensten Sicherheit nieder.

Vor dem Einschlafen fiel mir ein, daß es für die Aufbewahrung meiner Sachen von größtem Vortheile sein würde, wenn es mir gelänge, die Höhle zu vertiefen.

Die Felswand bestand aus lockerem Sandstein, und so bedurfte es ja nur guter Werkzeuge, um mit Erfolg zu arbeiten. Vor allen Dingen gehörte dazu eine Haue, eine Schaufel und ein Schiebkarren, oder ein Korb. Eine Haue hatte ich nicht, wohl aber ein Hebeisen, das ich als Haue benutzen zu können hoffte.

16. bis 20. April. Drei Tage lang dauerte es, ehe ich die Schaufel fertig bekam.

Zum Austragen des Schuttes zimmerte ich mir eine Mulde.

21. April bis 31. Mai. Ich war hauptsächlich mit der Erweiterung meiner Grotte beschäftigt. Zunächst arbeite ich einen 10 Fuß breiten, 7 Fuß hohen und über 30 Fuß tiefen Gang gerade in den Felsen hinein.

Darnach grub ich rechts und links am Eingange der Höhle zwei Kammern, eine, die mir als Schlafkammer, die andere, die mir als Küche dienen sollte, und tiefer hinein zwei andere Kammern, die ich zur Aufbewahrung meiner Sachen und Speisen zu benutzen gedenke.

Von einem Theil des Schuttes machte ich an der Innenseite des Pfahlwerks eine Terrasse, drei Fuß breit und zwei

Fuß hoch. Den übrigen Schutt warf ich über das Pfahlwerk hinweg.

So entstand um den festen Halbkreis des Pfahlwerks eine förmliche Mauer. Ich belegte diese mit Rasen, so daß nun so leicht Niemand eine Wohnung dahinter vermuthen kann.

1. bis 18. Junius. Da in einer Nacht zu meinem nicht geringen Schrecken eine große Menge Schutt von der Decke des Ganges herabgefallen war, beschloß ich, um vor einer Verschüttung sicher zu sein, sämmtliche Decken vermittelst stärker Pfähle und Bretter zu stützen.

19. bis 25. Junius. Meine Gewölbe bildeten bald förmliche Magazine. Einige Kisten standen noch uneröffnet in meinem Zelte. Jetzt untersuchte ich ihren Inhalt und fand Manches, dessen Besitz mir kostbar war, z. B. einen großen Vorrath von Papier, Federn und Dinte, ferner eine Menge gedruckter und geschriebener Bücher, vier Kompasse, mathemathische Instrumente, Sonnenuhren, Land- und Seekarten, Schiffskarten u. s. w.

Aus Thon machte ich mir eine Lampe, trocknete sie in der Sonne, drehete mir Dochte von Schiffswerg und nahm statt des Oeles Ziegentalg.

Aus einem alten Flintenschloß habe ich mir ein Feuerzeug zurechtgemacht.

## VIII. Kapitel.

## Das Erdbeben.

Mein Leben war nun um Vieles angenehmer geworden. Gegen ungünstige Witterung hatte ich vollkommenen Schutz, und wenn es des Abends früh dunkel ward, konnte ich mich mit meinen Büchern beschäftigen.

Wie theuer sie mir in meiner Einsamkeit waren, vermag ich nicht zu sagen!

26. Junius. Als ich heut von einer kleinen Wanderung zurückkam, bemerkte ich nahe an meiner Wohnung zehn bis zwölf reife Aehren Gerste und ebenso viele Aehren Weizen.

Als ich vor Erstaunen darüber stehen blieb, sahe ich auch noch zwanzig bis dreißig Halme Reis.

Ich fühlte mich so glücklich über diese Entdeckung, das ich Freudenthränen weinte; es war mir aber unerklärlich, wie Reis und Getreide auf diese Stelle gekommen waren, da ich nirgends auf der Insel trotz meines aufmerksamen Umherschauens dergleichen bemerkt hatte.

Endlich erinnerte ich mich, daß ich vor einiger Zeit ein

Säckchen, das einige Reis- und Getreidekörner enthielt, ausgeschüttet hatte. Ich dankte von Herzen Gott, daß er dem Saamen Gedeihen gegeben hatte, denn ich erkannte sogleich, wie nützlich mir diese wenigen Halme für die Zukunft noch werden könnten.

29. Junius. Heut war Erntetag für mich, den ich zugleich als einen Tag der Aussaat benutzte. Freilich gaben mir die Aehren nur drei Hände voll Getreide und eine Hand voll Reis, dennoch war ich wirklich glückseliger darüber, als mancher reiche Mann einer bewohnten Gegend es sein mag, der in diesem Jahre eine ebenso große Zahl von Schiffsladungen einerntet.

Nun grub ich in der Nähe meiner Wohnung ein Stück Erdreich um und machte mich daran, die gewonnenen Körner auszusäen.

Da fiel es mir ein, daß es gewagt sei, alle Körner auf ein Mal in die Erde zu bringen. Ich kannte das Klima dieser Gegend noch nicht genau und hielt es daher für gerathen, die Hälfte der Körner aufzuheben.

30. Junius. Heut habe ich einen schrecklichen Tag verlebt.

Als ich eben im Begriff war, meine Höhle zu verlassen, begannen die Balken und Bretter zu krachen, und eine große Menge Schutt fiel herab. Ich eilte auf die Leiter und sprang von der Mauer hinab.

Aber kaum befand ich mich außerhalb meiner Wohnung, als ich ein Zittern des Bodens unter meinen Füßen fühlte.

Ich stand wie erstarrt, da bebte der Boden heftig, und nun erkannte ich, daß die Insel von einem Erdbeben heimgesucht würde. In einiger Entfernung sah ich ein großes Felsstück mit donnerartigem Getöse in's Meer hinabrollen. Der Boden

unter dem Meere mochte noch heftiger bewegt werden, als die Insel, denn das Gewässer bot einen grausigen Anblick dar.

Entsetzen ergriff mich, ich sank ohnmächtig nieder.

Ein donnerähnliches Gebrüll, ein erneutes, heftiges Beben der Erde erweckten mich wieder.

Unter dem einstürzenden Felsen wird all deine Habe begraben! Dieser Gedanke fiel mir wie Zentnerlast auf die Seele, und ich rief die Worte aus: „Gott erbarme dich meiner!"

Nun kam noch ein Stoß, der aber viel schwächer war, als der vorige.

Als nach einer ziemlichen Zeit nichts weiter erfolgt war, das Meer auch ruhiger ward, stand ich auf, doch wagte ich es noch nicht, in meine Wahnung zurückzukehren.

Indem ich noch unschlüssig stand, sah ich, wie der Himmel sich in großer Schnelligkeit mit Wolken bezog.

Plötzlich begann ein furchtbarer Sturm zu toben, der die Bäume fast zur Erde beugte und das Meer tief aufwühlte.

Ich mußte mich an den Boden legen und an ein Gesträuch klammern, um nicht hinweggerissen zu werden. Der Sturm dauerte etwa drei Stunden und hörte darnach eben so plötzlich auf, wie er entstanden war. Ihm folgte ein heftiger Regen.

Nun erst wagte ich, durchnäßt am ganzen Körper, in mein Zelt zu gehen.

Da sah ich denn zu meiner großen Freude, daß der Schaden, den mir das Erdbeben verursacht hatte, nur sehr gering war. Es regnete noch so heftig, daß das Zelt mir nicht Schutz genug bot, und ich mußte es endlich wagen, in die Höhle zu gehen.

1. Juli. Heut beschäftigte ich mich mit dem Hinaustragen des Schuttes, womit ich noch vor Abend fertig wurde.

Durch den Vorfall war aber eine neue Sorge in meiner Seele entstanden. Das Erdbeben, sagte ich mir, wird wiederkehren, die Felsenhöhle einstürzen, und du wirst unter ihren Trümmern begraben werden!

Ich faßte aber den Entschluß, mir recht bald auf einem andern Theile der Insel ein Zelt oder eine Hütte zu erbauen und auch diese neue Wohnstätte mit einer festen Mauer zu umziehen. Welche Arbeit stand mir aber damit bevor! Und mußte ich mich nicht dennoch entschließen, bis zur Vollendung derselben in dem gefährlichen Wohnplatze zu bleiben?

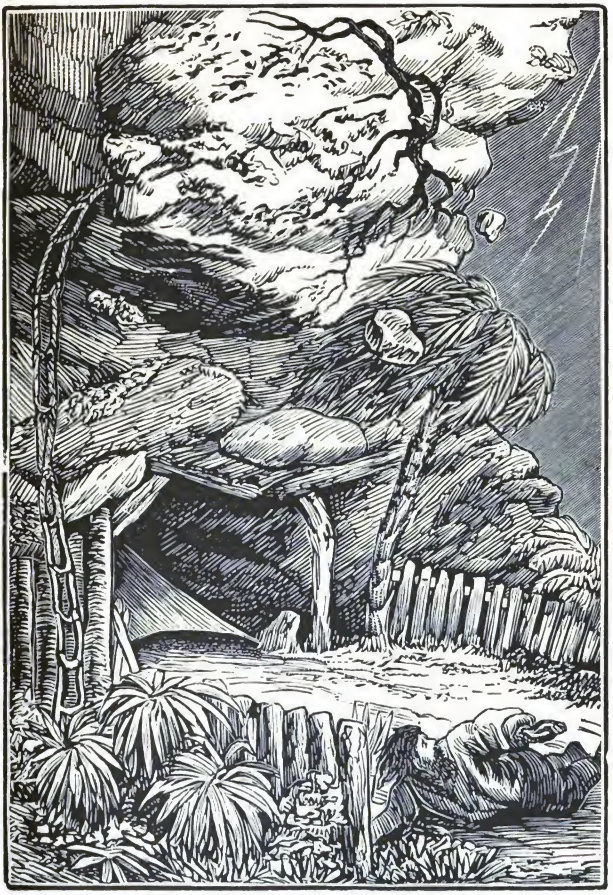
2. bis 25. Juli. Ich habe gestern vergessen zu erwähnen, daß das Wrack wieder sichtbar geworden war.

Der Sturm vom 25. October v. J. hatte es von der Sandbank losgerissen, und es war untergesunken. Nun hatte das Erdbeben die Stelle des Meergrundes, auf dem es sich befand, gehoben, und so war es zum Theil wieder über Wasser gekommen. Es bestand jetzt aus zwei Theilen.

Die Erhebung des Meergrundes zog sich bis zum Ufer hin und ward zur Ebbezeit vom Wasser frei, so daß ich trocknen Fußes bis ans Wrack gelangen konnte.

Ich wandte nun die ganze Zeit dazu an, noch mancherlei brauchbare Dinge ans Land zu bringen. In den Schiffsraum konnte ich freilich nicht hinunter, da derselbe ganz mit Sand erfüllt war.

Es gelang mir, eine Anzahl Bolzen, eine Menge Eisendraht, über hundert Pfund Blei, mehrere Kisten und besonders viel Zimmerholz und Bretter als zweite Ausbeute zu gewinnen.



Unter dem einſtürzenden Felſen wird all deine Habe begraben! Dieſer Gedanke fiel mir wie Centnerlaſt auf die Seele, und ich rief die Worte aus: „Gott erbarme dich meiner!“

Daß Holzwerk ließ ich von der Fluth an's Ufer treiben und häufte es dort auf.

26. Julius. Heut verschwand das Wrack zum zweiten Male meinen Augen. Doch nun ist keine Möglichkeit, es wieder zu sehen. Ich selbst half es ja zertrümmern und sah die letzten Stücke meerwärts hinwegschwimmen.

Als ich heut Abend nach meiner Wohnung zurückkehrte, fand ich eine ziemlich große Schildkröte, die ich tödtete. Sie hatte sechzig Eier im Leibe. Diese sowohl als das Fleisch fand ich sehr wohlschmeckend.

27. bis 31. Julius. Wohl mir, daß ich einen Schleifstein vom Schiffe mitgenommen hatte, denn nun konnte ich doch Anstalt machen, meine Aexte, Beile und Messer, die bei den vielen Arbeiten stumpf geworden waren, zu schleifen. Freilich brauchte ich nicht weniger als fünf Tage, um mir ein Gestell, vermittelst dessen ich den Stein drehen konnte, herzustellen. Desto größer aber war meine Freude, als die erste Axt wieder so scharf war, daß sie bei der Probe, die ich mit ihr anstellte, tief in ein Stück Holz hineinfuhr.

## IX. Kapitel.

# Krankheit.

1. bis 4. August. Es kommt vor, daß man bei Führung eines Tagebuches Wesentliches vergißt.

Meine Aussaat war üppig aufgewachsen, aber schon nach wenigen Tagen wieder verdorrt. Wie gut, daß ich nicht alle Körner ausgesäet hatte!

Der Vorrath meiner Schiffszwiebacke ist schon sehr gering geworden.

Nun beschloß ich, für die neue Aussaat eine weniger heiße Jahreszeit zu wählen. Ich umgrub ein Stück Feld am Abhange des Hügels, auf dem sich meine Höhle befand, und begann meine Aussaat, indem ich den Himmel anflehte, sie zu segnen. Doch behielt ich auch diesmal einen Theil der Körner zurück.

5. bis 9. August. Die Luft war rauh, ein feiner, kalter Regen fiel fast ununterbrochen vom Himmel.

Ich wurde krank; Frost und Hitze wechselten ab. Des

Nachts schreckten mich böse Träume auf, am Tage quälte ich mich mit trüben Gedanken.

10. August. Das Fieber kam zum Ausbruch und hielt mich bis zum Abend auf dem Lager gefesselt.

11. August. Mit Mühe schleppte ich mich heut nach dem Walde, um mir Nahrung zu suchen. Ich schoß eine Ziege, die ich indeß nur mit großen Anstrengungen nach der Wohnung brachte.

12. bis 31. August. Das Fieber kam gestern heftiger. Ich verschmachtete fast vor Durst auf meinem Lager. Oftmal versuchte ich, aufzustehen, um mir Wasser herbeizuholen, aber ich sank jedesmal wieder nieder.

Während mehrerer Stunden that ich nichts weiter, als ich rief: „Gott erbarme dich! — Herr hilf mir! — Gott stehe mir bei!"

So lag ich bis tief in die Nacht. Endlich schlief ich ein. Gegen Morgen hatte ich einen schrecklichen Traum. Eine Riesengestalt stieg vor mir auf. Hell strahlte ihre Rüstung, und ich vernahm die Worte: „Stirb, Fühlloser, den nichts zur Buße erweckt!" Die Gestalt zuckte einen Speer nach mir, da wachte ich auf.

Ich bebte an allen Gliedern, kalter Schweiß brach aus meiner Stirn. Meine Hände falteten sich wie von selbst, und seufzend sprach ich: „Jetzt sind meines lieben Vaters Prophezeihungen erfüllt. O Gott, sei du meine Hülfe, denn ich bin in großer Noth!" Ich betete noch Vieles.

Endlich kam mir Trost ins Herz, und nach einiger Zeit schlief ich ein.

Nach mehreren Stunden wachte ich auf und fühlte mich ein wenig gestärkt.

Gegen Abend fiel mir ein, einmal gehört zu haben, daß die Brasilianer den Tabak als ein Mittel gegen alle Krankheiten anwenden. Da ich nun einen ziemlichen Vorrath von Tabaksblättern hatte, begab ich mich nach dem Keller und brachte eine Handvoll derselben herauf.

Ich hatte aber noch etwas in der Kiste gefunden, in der sich der Tabak befand — eine Bibel. Diese lag jetzt auf meinem Tische neben den Dingen, die mich von der Krankheit befreien sollten. Eines für den Leib, das Andre für die Seele. Dies Wort wiederholte sich fortwährend in meinen Gedanken.

Ich holte einige Kohlen auf einem Blech herbei, zog ein Tabaksblatt darüber und athmete den Rauch ein, der mich fast betäubte. Aber nun brannte mir auch die Seele nach einem Worte der Labung aus dem heiligen Buche. Ich schlug es auf, und das Erste, was mir in die Augen fiel, war der Spruch: „Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen."

Nun erst weiß ich, was es heißt: beten! Spät schlief ich ein.

Ich wachte erst in den Mittagsstunden des nächsten Tages wieder auf und fühlte außer einer großen Mattigkeit nichts weiter von meiner Krankheit.

Einige Tage später kam noch einmal ein leicht vorübergehender Frost über mich. Dann war die Krankheit völlig überwunden.

1. bis 30. September. Der heutige Tag hat für mich eine traurige Bedeutung: er ist der Jahrestag meiner Ankunft auf der Insel.

## X. Kapitel.

## Das ſchöne Thal.

1. bis 5. October. Es regnete faßt beſtändig bis zum heutigen Tage (5. October), und ich verwandte die ganze Zeit darauf, mein Zelt mit gepichter Leinwand und mit großen Baumblättern zu belegen.

6. bis 15. October. Der Frühling beginnt. Ueberall brechen Keime und Knospen hervor, Alles wächſt mit wunderbarer Schnelligkeit.

Seit geſtern vermiſſe ich zu meinem Leidweſen meine Katze.

15. October. Die Regenzeit war vorüber, und ich kam auf den Gedanken, in dieſer ſchönen Jahreszeit eine Entdeckungsreiſe auf der Inſel zu unternehmen.

Ich verfertigte mir eine Jagdtaſche von Segeltuch und beſchloß, ſchon am nächſten Morgen meine Reiſe anzutreten.

17. October. Als die Sonne aufging, nahm ich die Jagdtaſche um, in die ich Fleiſch, Schiffszwieback, ein Pulverhorn und einen Brotbeutel geſteckt hatte, ergriff die Flinte und

machte mich auf den Weg. Nachdem ich einige Meilen gegangen war, fand ich Aloepflanzen und Zuckerrohr. Ueberall sah ich schöne blühende Gewächse, die ihren Wohlgeruch ausströmten.

Als der Abend kam, kletterte ich aus Furcht vor den wilden Thieren auf einen Baum, um auf demselben die Nacht zuzubringen. Mein Hund legte sich an dem Stamme des Baumes nieder.

13. bis 19. October. Am nächsten Morgen wanderte ich weiter.

Ich kam in ein schönes fruchtbares Thal. Die Gegend war so lieblich, daß ich mich niedersetzte, um mich an ihrem Anblicke eine Zeit lang zu erfreuen.

Ich sah herrliche Bäume vor mir, Orangen-, Limonien-, Kokos- und Fruchtbäume.

Der Boden war ein Blumenteppich. Von den Bergen zur rechten Seite ertönte ein melodisches Rauschen: mehrere Bäche hüpften von Fels zu Fels herab und durchströmten die Gegend.

Nachdem ich mich lange im Anschauen dieser Herrlichkeiten erfreut hatte, wanderte ich in dem lang sich hinziehenden Thale weiter.

Endlich machte ich wieder Halt und setzte mich in den Schatten eines Pomeranzenbaumes, der Blüthen und Früchte zugleich trug. Ich schöpfte Wasser aus einem nahen Quell, nahm eine reife Pomeranze, drückte den Saft in das Wasser und erquickte mich an dem Getränke.

Hier sah ich auch Weinreben, die sich an den Bäumen aufrankten, und freuete mich schon im Geiste der schönen Weintrauben, die sie tragen würden.

Nun trat ich meine Rückreise an und kam heut am 19. October, beladen mit einem Hasen und mit einer Anzahl reifer Pomeranzen in meiner Wohnung an.

Durch diese Reise war ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß ich mich gerade auf dem unfruchtbarsten Theile der Insel angebaut hatte.

20. bis 27. October. Ich überlegte ernstlich, ob es nicht besser sei, meine Wohnung nach jenem reizenden Thale zu verlegen, um so mehr, da ich ja hier stets in der Furcht leben mußte, bei einem Erdbeben verschüttet zu werden.

So lebhaft nun aber auch jener letztere Punkt für Verlegung meiner Wohnung sprach, so konnte ich mich doch nicht sogleich dazu entschließen. Von meiner Höhle aus übersah ich das Meer und konnte der Hoffnung leben, über Kurz oder Lang einmal ein Schiff zu bemerken und auch von demselben bemerkt zu werden. In jenem herrlichen Thale aber war mir diese Hoffnung abgeschnitten.

Endlich faßte ich den Entschluß, mir in dem Thale einen Landsitz zu erbauen, um wenigstens einen Theil der schönen Jahreszeit dort zuzubringen.

Frohen Herzens machte ich mich am nächsten Tage, mit Handwerkszeug versehen, auf den Weg nach dem Thale.

Nachdem ich es erreicht und wohl eine Stunde lang in demselben umhergeschweift war, fand ich eine etwas erhöht liegende, ungefähr 300 Fuß breite Ebene, die sich gegen 1000 Schritte weit zur Rechten eines kleinen Flusses hinzog und von Blumen übersäet war.

Ich begab mich in die Mitte derselben, steckte einen Stab in die Erde und befestigte an demselben eine Leine von 100

Fuß Länge. Das Längenmaß der Leine betrachtete ich als den Halbmesser des Kreises, der meine Wohnung umschließen sollte.

An dem Ufer des Flüßchens standen Bäume und Sträucher in großer Zahl, deren Blätter denen der Weiden glichen. Ich hieb eine Anzahl 7 Fuß hoher und 2 Zoll dicker Stäbe ab, die ich unten zuspitzte. Nun trug ich die Stäbe nach dem Platze, spannte die Leine an und grub auf dem gewonnenen Punkte einen Stab in die Erde. Ein gleiches geschah alle zehn Schritte.

Man wird sich nicht verwundern, daß ich sieben Tage lang blos mit der äußern Umzäunung zu thun hatte, da ich zwischen den zehn Schritt weit auseinander stehenden Stäben darnach von 5 zu 5 Zoll neue Stäbe einpflanzte und zwar in doppelter Reihe. Auch durchflocht ich die äußere Reihe drei Fuß hoch mit Zweigen.

## XI. Kapitel.

## Verschiedene Beschäftigungen.

28. October bis 15. November. Ich machte mich am Morgen des ersten Tages auf, um mein Feld in Augenschein zu nehmen. Schon von fern sah ich zu meinem Schrecken, daß sich eine große Zahl von Ziegen und Hasen auf demselben eingefunden hatten, denen die junge Saat vortrefflich zu schmecken schien.

Sogleich holte ich meine Flinte und erlegte auf einen Schuß eine Ziege und einen Hasen.

Dies kühlte freilich meine Rache, half aber gegen die Räubereien nur auf kurze Zeit, denn als ich darauf hinwegging und mich in der Ferne noch einmal umsah, bemerkte ich schon wieder einige naseweise Ziegen, die aus dem Gebüsche hervorkamen und, als sei nichts geschehen, auf dem Acker zu weiden begannen.

Nach vielem Hin- und Herſinnen fiel mir ein, meinen Hund zum Wächter zu machen. Ich bauete ihm an dem Acker eine Hütte von Gezweigen und band ihn an eine lange Schnur.

Am Tage darauf aber machte ich mich an den Bau eines Zaunes, deſſen Herſtellung meine ganze Zeit bis zum heutigen Tage (15. Nov.) hingenommen hat.

Ende November. Noch einmal trat für mich die Gefahr ein, um die Ernte zu kommen. Mit dem allmähligen Reifen des Getreides fanden ſich nämlich Schaaren von Vögeln ein, die auf dem Felde große Verwüſtungen anrichteten. Ich ſchoß ſechs Vögel und hing ſie als Scheuchen auf. Dies half.

Ende Dezember. In dieſem Monate handelte es ſich um die Ernte und zwar um eine doppelte. An einem der erſten Tage des Monats begab ich mich nach meinem Landhauſe und ſah, daß die meiſten Früchte bereits reif waren. Am beſten ſchmeckten mir die Weintrauben, doch war ich im Genuſſe derſelben mäßig, da ich Fieber und andere Krankheiten fürchtete.

Ich trocknete eine große Zahl von Trauben und bin nun auf ein Jahr reichlich mit Roſinen verſorgt.

Für die Pomeranzen, Citronen und Limonien, die ich in meiner Vorrathskammer aufgehäuft habe, würde mancher Europäer ein hübſches Stück Geld zahlen, wenn ich ſie ihm verkaufen könnte.

Wie viel Mühe koſtete es aber, alle dieſe Früchte nach meiner Höhle zu bringen!

Dennoch arbeitete ich mit fröhlichem Sinne, da der zunehmende Beſitz der wohlſchmeckenden Nahrungsmittel mich nicht wenig erfreute.

Größer aber noch war meine Freude bei der Ernte meines

Getreides, obgleich es mir an Werkzeugen fehlte, die mir im ersten Augenblicke unentbehrlich schienen. Ich besaß weder eine Sense, noch eine Sichel, sondern mußte mich mit einem alten Säbel behelfen, mit dem ich die Aehren oben abschnitt.

Diese rieb ich mit den Händen aus und gewann etwa einen Scheffel Getreide und zwei Scheffel Reis.

Den gewonnenen Vorrath betrachtete ich nur als Aussaat und begab mich schon am nächsten Tage nach meiner Landwohnung, um ihn dort in die Erde zu bringen. Ich wählte dazu einen großen Platz innerhalb der Einfriedigung. Mit einem scharfgeschnittenen Stück Eisenholz wühlte ich den Boden auf und streuete darnach den Samen hinein.

Nun fehlte es mir an einer Egge, die Körner unter die Erde zu bringen. Ich hieb einen Ast von einem Baume, stutzte dessen Zweige gleichförmig ab und zog ihn auf dem Acker hin und her. Auf diese Art kamen die meisten Körner in den Boden hinein.

1. Januar 1661. Ich habe jetzt die Erlebnisse eines ganzen Jahres nachzutragen und beginne mit dem Geringfügigsten.

Ein wilder Kater hatte mir meine Katze entführt, und ich glaubte eine Zeit lang, sie sei todt. Da fand sie sich eines Tages wieder ein und führte mir drei Junge zu, die mir durch ihre drolligen Spiele schon manches Lächeln abgenöthigt haben.

Auf meiner Insel giebt es nur zwei Jahreszeiten, trockne Zeit und Regenzeit.

In der ersten Regenzeit des vergangenen Jahres überlegte ich zunächst, welche Vorkehrungen ich zu treffen haben würde, um das Mehl aus den Körnern zu gewinnen und mir Brot bereiten zu können, auf das ich einen wahren Heißhunger hatte.

Eine Tenne, um die Aehren zu dreschen, konnte ich mir nicht bereiten; es schien daher nichts übrig zu bleiben, als den ganzen, muthmaßlich bedeutenden Ertrag wieder mit den Händen auszureiben. Womit aber sollte ich mir nun die Mühle ersetzen, die die Körner zerreibt und das Mehl von den Hülsen sondert?

Ich kam zunächst darauf, mir einen großen Mörser aus Sandstein und einen Stößel aus Eisenbaumholz anzufertigen. Aber bald mußte ich mir sagen, daß beim Stampfen sich von dem Sandstein viele Theile loslösen und mit dem Mehle vermischen würden. Nun beschloß ich, auch den Mörser von Eisenbaumholz anzufertigen. Die Herstellung desselben erforderte 28, die des Stößels 6 Tage. Sind nun die Körner zerstoßen, sagte ich mir, so bedarfst du eines Siebes, um das Mehl zu sichten.

Ich fand in einer Kiste, die Matrosenkleider enthielt, einige grobe Halstücher. Diese spannte ich sorgsam auf kreisförmig gebogene Weidenruthen, und so kam ich in den Besitz von drei Sieben.

Um diese Zeit ließ der Regen nach, und ich machte mich einige Tage später auf, um nach meinem Landhause zu sehen.

Die eingesteckten Stäbe, welche die Umzäunung bildeten, standen in vollem Blätterschmuck.

Nun beschloß ich, auch meine Höhle mit einem solchen lebendigen Zaune zu umgeben.

Jetzt galt es, einen Backofen herzustellen. Es gelang mir, Thonerde auf der Insel zu finden. Ich formte viereckige Steine, trocknete sie in der Sonne und bauete mir den Ofen.

Dabei fiel mir ein, wie vortrefflich es sein müßte, wenn mir die Herstellung einiger irdener Geschirre gelänge. In

welch ein Gelächter würde aber ein Londoner Töpfer ausgebrochen sein, hätte er die Gefäße erblickt, die ich formte! Doch zuerst begehrt der Mensch das Nützliche und dann erst das Schöne, und so machte mir die unförmliche Gestalt wenig Sorge. Ich heizte den Ofen und schob die an der Sonne getrockneten Gefäße hinein.

Als ich nach etwa einer Stunde nach ihnen sah, bemerkte ich, daß sie alle Sprünge erhalten hatten.

Am Tage darauf fand ich in der Asche einen Scherben, der glühend roth war. Dies brachte mich auf den Gedanken, eine andere Art des Brennens zu versuchen.

Ich grub ein Loch in die Erde, that heiße Asche hinein, stellte einige Gefäße darauf und umgab sie mit Brennholz und Reisig, das ich anzündete. Einige Stunden lang fuhr ich mit der Feuerung fort, und siehe, die Gefäße wurden glühend roth, ohne daß eins derselben sprang. Nach etwa sechs Stunden überdeckte ich das Loch mit Holz und Rasen, um eine plötzliche Abkühlung zu verhindern.

Als ich nun am nächsten Tage Asche und Erde vorsichtig wegräumte, hatte ich die Freude, die Gefäße wohlerhalten und fest herausheben zu können, ja eins derselben hatte sogar durch den geschmolzenen Sand eine vollständige Glasur erhalten.

Das Erste, was ich nun that, war, daß ich mir eine gute Brühsuppe kochte. Sie schmeckte mir vortrefflich, ob es mir gleich an Salz fehlte.

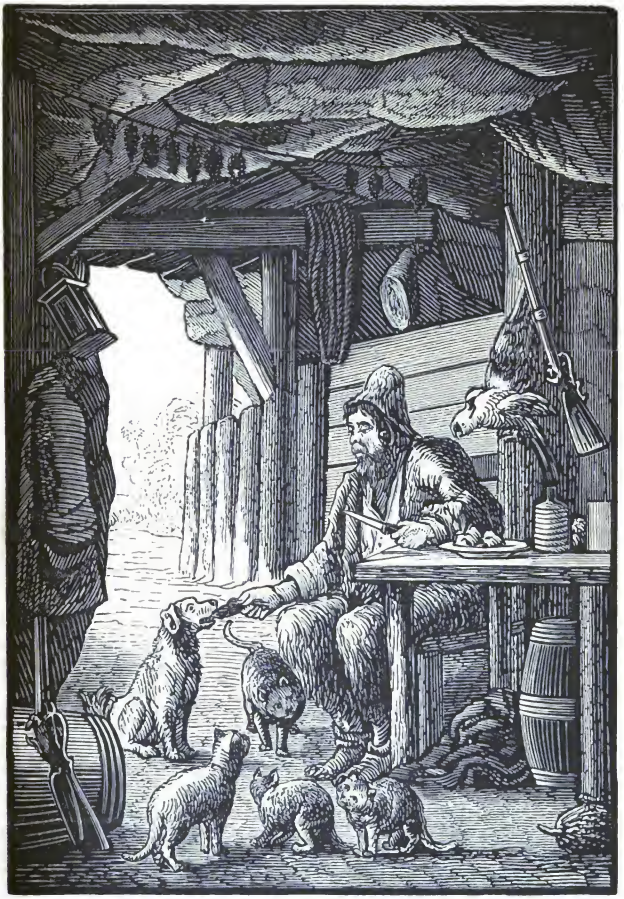
Ich kam auf den Gedanken, es einmal mit der Korbflechterei zu versuchen. Es gelang besser, als ich vermuthet hatte, und nach einigen Tagen war ein großer Tragekorb fertig.

Ehe ich das Getreide schnitt, trug ich auf meinem Rücken

eine große Menge von Melonen, grünen und getrockneten Trauben, Pomeranzen und Citronen nach meiner Felsenburg. Hiernach ging ich an die Ernte.

Der Ertrag war sehr reichlich, denn ich gewann zwanzig Scheffel Getreide und eine noch größere Quantität Reis. Als sich mein Erntesegen in den Kammern meiner Felsenburg befand, rieb ich einen Theil der Aehren aus, stampfte sie, schied durch das Sieben das Mehl in ein großes Gefäß, knetete Beides wohl durcheinander und formte, da es mir an Sauerteig fehlte, einen flachen Brodkuchen.

Nun heizte ich den Ofen, kehrte darnach Asche und Kohlen hinweg, legte den Kuchen auf die erhitzte Stelle und bedeckte ihn mit einer großen Schüssel, auf die ich Asche und Kohlen häufte. Nach zwei Stunden nahm ich das Kuchenbrot aus dem Ofen, und siehe, es duftete mir angenehm entgegen. Als ich den ersten Bissen aß, war mein Herz voll Dankes gegen Gott, und die Thränen rannen mir über die Wangen.



Da fand ſich die Katze eines Tages wieder ein, und führte mir drei Junge zu, die mir durch ihre drolligen Spiele ſchon manches Lächeln abgenöthigt haben.

## XII. Kapitel.

# Zweite Entdeckungsreise.

Die Mittheilungen, die jetzt noch erfolgen, schreibe ich viele Jahre später.

Es war mir nämlich bald nach der Zeit, in der mir das Brotbacken gelungen war, die Dinte, auf die ich schon mehrmals Wasser gegossen hatte, gänzlich ausgegangen. Den Ort, auf dem ich nun alles seit jener Zeit Erlebte mit der Feder nachhole, wird der Leser im letzten Kapitel kennen lernen.

Als ich längere Zeit in der geschilderten Weise meine Lebensart fortgesetzt hatte, beschloß ich, eine zweite Entdeckungsreise zu unternehmen.

Dazu verfertigte ich mir einen Sonnenschirm, den ich mit Ziegenfell überzog, um ihn zugleich auch gegen den Regen benutzen zu können.

Nun machte ich mich auf den Weg und erreichte am zweiten Nachmittage die östliche Spitze der Insel.

Das Wetter war klar und ich sah in einer Entfernung

von 40—50 Meilen Land, das ich für eine große Insel hielt. Nach früheren Mittheilungen mußten in dieser Gegend die Inseln der Kannibalen liegen. Ihre Bewohner waren mir als die grausamsten aller Menschenfresser geschildert worden.

Am folgenden Tage trat ich meine Rückwanderung an.

Zwei Thiere brachte ich mit nach Hause, die mir späterhin mancherlei Vergnügungen und Nutzen gewährten, einen jungen Papagei und eine junge Ziege.

## XIII. Kapitel.

## Der Schiffbau.

Ich kam auf den Plan, mir ein Schiff zu bauen, um auf dem Waſſer eine Entdeckungsreiſe zu wagen. Dieſer Gedanke ergriff mich ſo lebhaft, daß ich mich ſogleich an's Werk machte.

Schwerlich hat Salomo eine ſo gewaltige Ceder zu ſeinem Tempelbau gehabt, wie ich ſie mir zur Anfertigung meines Schiffes auswählte.

Der Durchmeſſer des Stammes, zwei Fuß über der Erde, betrug 5 Fuß 10 Zoll. 20 Tage lang hackte ich an dem Stamme, ehe er fiel, 14 Tage dauerte es, ehe ich ihn von den Aeſten und Zweigen befreit hatte.

Nun galt es zunächſt, dem zwanzig Fuß langen Stamme äußerlich eine bauchförmige Geſtalt zu geben. Zu dieſer Arbeit bedurfte es einer Zeit von vier Wochen. Als ich endlich mit der Aushöhlung des Stammes fertig war, trat

mir ein Hinderniß entgegen, von dem ich bisher auch nicht die geringste Ahnung gehabt hatte; ich vermochte das Boot nicht nach dem Wasser zu bringen.

Einige Jahre später gelang es mir, ein Boot, das ich in ähnlicher Weise herstellte, auf das Wasser zu bringen.

Ich hatte mir diesmal natürlich den Bauplatz dicht am Ufer des Flusses ausersehen.

Meine erste Ausfahrt bekam mir aber sehr übel. Eine Meeresströmung erfaßte mein Boot und führte mich so weit in die offene See hinaus, daß ich nur mit Noth die Insel wieder erreichte.

Die junge Ziege war indeß die Stamm-Mutter einer ganzen Ziegenheerde geworden, für die ich neben meiner Landwohnung ein großes Gehege eingerichtet hatte.

## XIV. Kapitel.

## Der Schreck.

Hier in meiner Einsamkeit lernte ich im Laufe der Jahre die Beschäftigungen der Menschen schätzen, an denen ich in meiner Heimath theilnahmlos vorüber gegangen war.

Ich war ja selbst jetzt Jäger, Ackersmann, Hirt, Handwerker und Künstler. Ich mußte mich bald zu dieser, bald zu jener Thätigkeit bequemen, wie es gerade das Bedürfniß erheischte.

Am längsten aber wehrte ich mich dagegen, dem Schneider und dem Schuhmacher ins Handwerk zu pfuschen, aber auch dazu trat die Nöthigung ein.

Mit vieler Mühe verfertigte ich mir einen Anzug, den ich hier in der Kürze schildern will.

Ich hatte eine spitze Mütze, deren hinten herabhängender Zipfel mir Schutz gegen Sonnenbrand und Regen gewährte.

Meine Beinkleider bestanden aus dem Felle eines alten Bockes und reichten bis unter die Kniee. Die langen Haare des Felles hingen so tief herab, daß ich keiner Strümpfe bedurfte. An den Füßen trug ich eine Art von Halbstiefel, die an der Seite mit Bändern zugebunden wurden. Mein kurzer Wamms bestand aus Ziegenfell und wurde von einem ledernen Gurte zusammengehalten.

Stellt man sich nun vor, daß mein Gesicht von der Sonne bedeutend gebräunt war, und ich einen gewaltigen Knebelbart trug, so hat man mich, wie ich leibte und lebte.

Wie ich schon früher erzählt habe, war mir meine Reise zu Wasser übel bekommen, und ich hatte nur mit der größten Anstrengung die Insel wieder erreicht, jedoch nicht in der Gegend meiner Burg, sondern auf der wohl sechs Meilen entfernten östlichen Spitze der Insel.

Dort befand sich ein Flüßchen, in dem mein Boot schon seit mehreren Jahren stand.

Nach und nach hatte ich durch viele Beobachtungen die Richtungen der Meeresströmungen kennen gelernt, so daß ich meinte, mit dem Boote wieder einmal einen Versuch wagen zu dürfen.

Ich wollte es wenigstens vorläufig in die Nähe meiner Wohnung bringen.

In der Frühe eines schönen Morgens machte ich mich nun auf und trat meine Wanderung an. Als ich bereits einige Meilen zurückgelegt hatte und gedankenvoll in der Nähe des Strandes dahinging, erblickte ich plötzlich im Sande die Spur eines Menschenfußes. Ich zuckte zusammen, als hätte der Blitz mich getroffen.

„Wunderbar!“ wird Mancher denken, „hätte er sich nicht darüber freuen sollen?“ —

Ja, wenn ihm nur nicht die Furcht vor den Kannibalen in dem Kopfe gesteckt hätte!

Mehrere Minuten lang vermochte ich nicht ein Glied zu rühren. Aengstlich lauschte ich überall umher. Dann eilte ich auf eine kleine Anhöhe, aber auch von hier aus erblickte ich Niemand.

Mir fiel ein, daß ich mich beim Anblick des eingedrückten Sandes getäuscht hätte, und ich ging zurück zum Strande. Doch schnell war dieser tröstende Gedanke dahin, denn deutlich sah ich die Formen des Menschenfußes.

Wie ich an diesem Tage in meine Felsenburg gekommen bin, weiß ich bis heut noch nicht, denn schneller kann kaum ein Hirsch von einer Meute Hunde dahin gejagt werden, als ich es von den Schreckensgedanken wurde, die mein Gemüth durchstürmten.

Ich befand mich jetzt bereits fünfzehn Jahre lang auf der Insel, und es ist eine bekannte Thatsache, daß eine lange Einsamkeit den Menschen scheu und furchtsam macht.

Aber meine Angst wird mir auch außerdem Niemand übel deuten, der sich erinnert, daß sich in dieser Gegend des Meeres, wie ich schon früher erzählt habe, die Inseln befanden, auf denen Kannibalen wohnen.

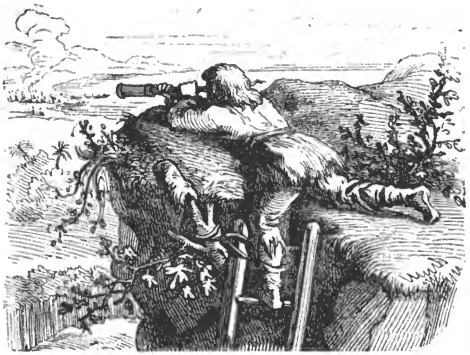
Drei Tage und drei Nächte lang vermochte ich vor Besorgniß kein Auge zu schließen. Jedes Rauschen des Laubes erschreckte mich, in jedem Augenblick fürchtete ich einen Pfeil schwirren oder das kriegerische Geschrei heranstürmender Wilden zu hören.

Ich hatte in nicht zu weiter Entfernung von meiner Wohnung eine tiefe Grotte entdeckt, deren Eingang so niedrig war, daß man nicht anders, als auf Händen und Füßen kriechend hinein kommen konnte.

Diese wandelte ich in eine Festung um. Ich brachte Gewehre wie auch Pulver und Blei in genügender Quantität hinein und durfte überzeugt sein, in derselben Hunderten von Wilden siegreichen Widerstand leisten zu können. Dennoch vermochte auch dies nicht, mich vollständig zu beruhigen. War ich denn sicher, bei einem Angriffe meinen Schlupfwinkel zu erreichen? Und wenn mir das gelänge, lag es dann nicht in der Macht der Wilden, meine Wohnungen zu zerstören und mir meine Werkzeuge, meine Vorräthe und meine Ziegen zu rauben?

Ich beschloß auf verschiedenen Theilen der Insel Aecker anzulegen, wie auch Gehege für Ziegen einzurichten.

Die Tage, Wochen und Monate, die ich nach dem erzählten Vorfall verlebte, gehören zu den traurigsten meines Lebens. Da ich aber Tag für Tag nichts von den gefürchteten Gegnern bemerkte, so schwand nach und nach meine Angst.



## XV. Kapitel.

## Die Flucht des Gefangenen.

Eine Reihe von Jahren übergehe ich und komme nun zu der Schilderung eines Vorfalls, der meinem Leben auf der Insel eine ganz andere Richtung gab.

Ich war eines Tages mit der Ernte beschäftigt, als ich am Strande Rauch und einen hellen Schein bemerkte.

Sogleich stieg ich auf einen nahen Hügel und sah nun von hier durch mein Fernrohr, das ich stets bei mir trug, gegen dreißig Wilde, die unter seltsamen Geberden um ein Feuer tanzten. Nachdem der Tanz eine Weile gedauert hatte entfernten sich einige und holten aus einem Kanot zwei Gefangene herbei.

Einer der Gefangenen ward sogleich durch einen Keulenschlag zu Boden gestreckt. Drei Unmenschen warfen sich über ihn her, schlitzten ihm den Leib auf und zerlegten ihn in Stücke.

Der Andere, dem dasselbe Schicksal bevorstand, mußte wohl bemerken, daß man mehr auf den Erschlagenen, als auf ihn sah, denn plötzlich wandte er sich zur Seite, und floh. Obgleich ich ihm im Herzen zujauchzte und ihm das Gelingen seines Unternehmens wünschte, erschrak ich doch, als ich bemerkte, daß er die Richtung nach meiner Wohnung einschlug und von einem ganzen Schwarme seiner Feinde verfolgt ward.

Nun, Robinson, jetzt wird die Stunde der Entscheidung kommen, der du schon jahrelang mit Bangen entgegen gesehen hast!

Meine Besorgniß wurde etwas geringer, als ich bemerkte, daß die meisten Wilden zum Feuer zurückkehrten, und nur drei von ihnen — wahrscheinlich ihre besten Läufer — die Verfolgung fortsetzten. Doch, so schnell sie auch liefen, der Verfolgte kam ihnen mit jedem Augenblicke weiter vor. Die Liebe zum Leben schien ihm Flügel geliehen zu haben.

Plötzlich sah er seinen Weg durch eine Bucht gehemmt, die tief in's Land hineinging. Doch nur einen Augenblick stand er still. Dann sprang er in das Wasser, erreichte bald das gegenüberliegende Gestade und klomm an demselben empor. Zwei der Kannibalen schwammen ihm nach und setzten darnach auf der andern Seite ihre Verfolgung fort.

Nun dachte ich: Möge es Gott geben, daß es mir gelinge, mir einen Gehülfen oder gar einen Freund zu gewinnen.

Ich eilte nach meiner Wohnung, nahm zwei Flinten und ging die Anhöhe hinab, wo ich mich bald zwischen dem Verfolgten und den Verfolgern befand.

Den ersteren rief ich an. Er hielt inne in seiner Flucht

aber ich sah es ihm an, daß ihm mein Anblick wohl noch schrecklicher war, als der seiner Feinde.

Nun eilte ich dem ersten der Verfolger entgegen und schlug ihn mit dem Gewehrkolben nieder. Der zweite stutzte und blieb wie angewurzelt stehen.

Schießen mochte ich nicht gern, weil ich dachte, die Wilden am Feuerplatze könnten, trotz der Entfernung, doch den Knall hören.

Da ich aber sah, daß der Wilde zum Bogen griff und einen Pfeil aus dem Köcher zog, blieb mir keine Wahl: ich schoß ihn nieder.

Nun sah ich mich nach dem Wilden um, dem zu Liebe ich den Kampf eingegangen war. Er blickte mich erschreckt an, kam nun ganz nahe an mich heran, kniete nieder, küßte die Erde, ergriff meinen Fuß und setzte ihn auf seinen Kopf.

Damit wollte er mir sagen, daß er sich als meinen Sclaven betrachte.

Ich reichte ihm die Hand, hob ihn auf und suchte ihm durch alle möglichen Mittel zu zeigen, daß er von mir nichts zu besorgen habe.

Nun blickte ich mich um und sah, daß der Wilde, den ich mit dem Kolben niedergeschlagen hatte, sich aufrichtete, also durch den empfangenen Schlag nur betäubt worden war.

Ich zeigte dies meinem geretteten Wilden, wobei derselbe einige mir unverständliche Worte aussprach.

Es waren dies seit fünfundzwanzig Jahren die ersten Worte eines Menschen, die ich vernahm. Der Eindruck, den sie auf mich machten, ist unbeschreiblich. Ich hätte den Wilden umarmen können. Es wäre freilich möglich gewesen, daß ihm dies den größten Schrecken verursacht hätte.

Indem ich nun zur Flinte griff, um den sich wieder emporrappelnden Wilden zu erschießen, zeigte mein Schützling auf meinen Säbel und gab mir zu verstehen, daß ich ihm denselben leihen möchte. Gern erfüllte ich ihm seinen Wunsch.

Sogleich stürzte er sich auf seinen Feind und hieb ihm mit einem Streiche das Haupt vom Rumpfe. Den Säbel in der einen Hand und den Kopf des Getödteten in der andern Hand haltend, kam er hüpfend und lachend zu mir zurück. Säbel und Kopf legte er mir darnach zu den Füßen nieder.

Nun gab ich ihm zu verstehen, daß er mir folgen solle. Er antwortete mir aber durch Zeichen, daß es nothwendig sei, erst die Todten zu vergraben, damit Jene sie nicht fänden. Ich nickte ihm zu, und er machte mit großer Geschwindigkeit ein Loch in den Sand und verscharrte die Leichname.

Ich führte ihn nun in meine Grotte und erquickte ihn mit Brod, Weintrauben und Wasser, zeigte ihm auch, da ich sah, daß er von der Flucht sehr ermüdet war, einen Bündel Reisstroh, auf dem er sich ausruhen solle.

Als er gegessen hatte, legte er sich nieder und schlief ein. Wie die Mutter auf ihr schlafendes Kind, so blickte ich auf ihn, auf meinen Freitag, denn so nannte ich den Geretteten nach dem heutigen Tage.

Er war ein wohlgewachsener junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren. Sein Gesicht war männlich schön und ohne Wildheit. Lächelte er, so sprach aus seinen Zügen eine Sanftheit, wie sie nur Europäern eigen zu sein pflegt.

Seine Haut war olivenfarben und hatte etwas Angenehmes; das Haar war nicht wollig kraus, sondern lang und wallend, das Gesicht rund, die Stirn hoch, das Auge voll Feuer, der Mund von angenehmer Form und die wohlgeordneten Zähne waren von der Weiße des Elfenbeins.

## XVI. Kapitel.

### Freitag.

Die Wilden hatten die Insel wieder verlassen. Jetzt beschäftigte mich am meisten mein Freitag, den zu bilden mir nun vor Allem am Herzen lag. Die ersten Wörter, die er kennen lernte, waren: Herr, ja, nein, essen, trinken.

Am zweiten Tage führte ich ihn nach meiner Festung.

Als wir an dem Platze vorüberkamen, auf dem die beiden Wilden verscharrt lagen, bezeigte er große Lust, sie auszugraben, um sie in Gemeinschaft mit mir zu verzehren. Ich gab ihn durch Geberden meinen tiefsten Abscheu dagegen zu erkennen.

Nun begaben wir uns nach dem Orte, auf dem die

Wilden ihre Mahlzeit gehalten hatten. Bei dem Anblicke, der mir hier ward, erstarrte mir das Blut in den Adern. Hier war der Boden von Blut geröthet, dort lagen Stücke gebrannten Fleisches, dort abgenagte Knochen und Schädel am Boden.

Auf meinen Befehl, den ich durch Zeichen gab, holte Freitag Holz zusammen, legte die Knochen darauf und zündete den Haufen mit den glühenden Kohlen an, die sich noch in der Asche des Feuers befanden, das die Wilden gestern gemacht hatten.

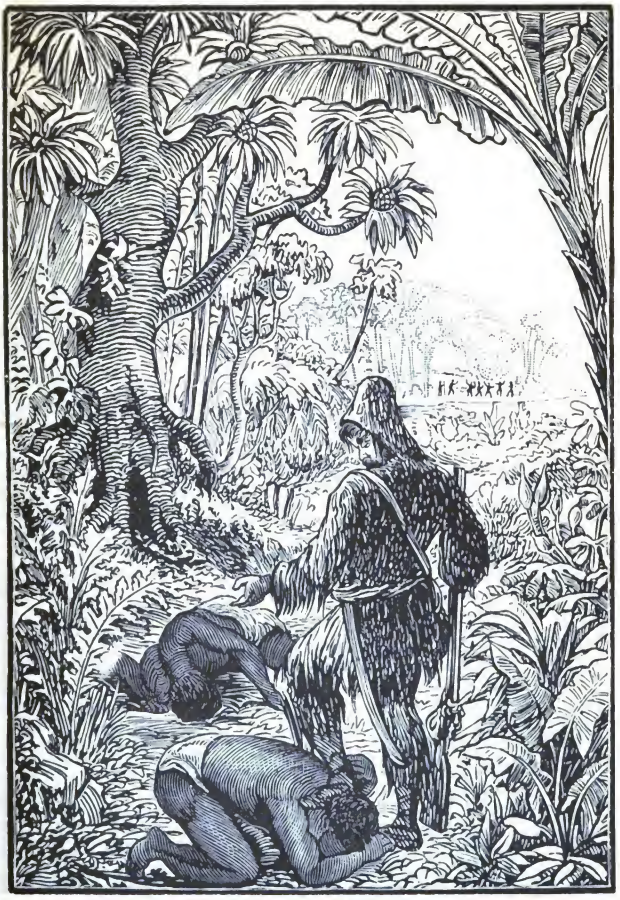
Nun erst führte ich ihn nach meiner Höhle. In der Grotte befanden sich nur wenige Sachen. Hier aber erstaunte er über meinen Reichthum von Vorräthen und über die verschiedenartigsten Dinge, die er erblickte. Er sah mich mit Scheu und Ehrfurcht an und war mehrere Male nahe daran, vor mir nieder zu fallen und mich anzubeten.

Ich ließ es mir jetzt vor allen Dingen angelegen sein, ihn zu bekleiden, weil es mir unangenehm war, ihn nackt umherlaufen zu sehen.

Aufmerksam sah er zu, als ich an die Arbeit ging. Ich gab ihm zu verstehen, was ich ihm anfertigen wolle, und er schien sich darüber zu freuen.

Nun arbeitete ich ihm einen Anzug, wie ich ihn hatte. Derselbe war ihm zwar Anfangs äußerst unbequem, doch nach und nach fühlte er sich wohl darin.

Nach einigen Tagen trafen wir eine wilde Ziege im Walde. Ich legte die Flinte an und schoß das Thier. Freitag erschrak gewaltig, riß sein Kleid auf, und untersuchte seine Brust.



Er blickte mich erſchreckt an, kam nun ganz nahe an mich heran, kniete nieder, küßte die Erde, ergriff meinen Fuß und ſetzte ihn auf ſeinen Kopf.

Seine Gedanken waren leicht zu merken. Er hatte nämlich die Wunde an der Brust des Wilden mit großer Aufmerksamkeit betrachtet und mochte nun denken, der Schuß könne ja ihm diesmal in die Brust gefahren sein. Als er sich unverwundet fand, fiel er vor mir nieder und umfaßte meine Kniee. Ich beruhigte ihn durch Zeichen und führte ihn zu der getödteten Ziege. Während er sie betrachtete, lud ich das Gewehr.

Bald darauf bemerkte ich einen Falken auf einem Baume. Ich suchte Freitag durch Geberden begreiflich zu machen, daß es meine Absicht sei, den Vogel zu schießen. Darauf legte ich an, schoß und der Falke fiel herab.

Freitag betrachtete meine Flinte mit heiliger Scheu und wagte es nicht, sie zu berühren.

Die Ziege mußte er nach Hause tragen. Ich kochte ein Stück Fleisch, das eine vortreffliche Brühe gab, die auch Freitag wohl zu schmecken schien. Viel besser noch mundete ihm der Braten, den ich am nächsten Tage am Spieße bereitete.

Freitag zeigte sich äußerst gelehrig. Es währte gar nicht lange, so konnte er mir nicht nur in den häuslichen Beschäftigungen hülfreiche Hand leisten, sondern sich auch mit mir unterhalten.

Nun hielt ich es für meine erste Pflicht, ihn in der christlichen Religion zu unterrichten. Es entstand eines Tages etwa folgendes Gespräch zwischen uns.

Robinson: Wer hat das Meer und die Wälder und die Berge gemacht.

Freitag: Ein alter Mann, der heißt Benamuki. Er

wohnt auf einem hohen Berge und ist älter als die Sonne und der Mond und die Sterne.

Robinson: Welche Ehre erweiset ihr denn dem Benamuki?

Freitag: Wir sagen zu ihm: O! —

Robinson: Wohin kommt ihr nach dem Tode?

Freitag: Zu Benamuki.

Robinson: Auch die Kriegsgefangenen, die aufgefressen werden?

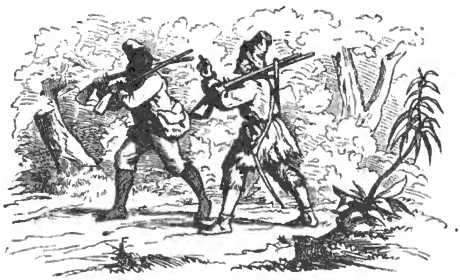
Freitag: Ja.

Robinson: Hast du denn auch schon O! zu ihm gesagt?

Freitag: Das dürfen nur die Priester, die zu ihm auf auf den Berg steigen.

Nun gab ich ihm ein Bild des wahren Gottes, der Himmel und Erde geschaffen hat. Ich erzählte aus voller Seele, um so mehr, als ich an Freitag den aufmerksamsten, den andächtigsten Schüler hatte. Wie lauschte er, als ich ihm die Tage der Schöpfung ausmalte! Dann erzählte ich ihm von dem Paradiese und dem Glücke der ersten Menschen, darnach von der Sünde, durch die das erste Menschenpaar um sein Glück betrogen ward, und endlich von Jesu Christo, den Gott gesandt habe, um die Menschen zu dem kindlichen Gehorsam gegen ihn wieder zurückzuführen.

Nachdem ich meine Rede beendet hatte, äußerte er, Gott sei doch viel, viel größer als Benamuki, denn er höre aller Menschen Worte und höre Alles, was man spreche, möge man auch sein, wo man wolle, Benamuki aber höre nur die Worte Derer, die zu ihm auf den Berg stiegen.



## XVII. Kapitel.

# Der Kampf.

Je länger ich den wackern Freitag um mich hatte, je lieber ward er mir. Wären alle Schüler so lernbegierig, als er es war, dann müßte der Lehrerstand der beneidenswertheste von allen Ständen in der Welt sein!

Freitag verstand jetzt auch die Flinte zu gebrauchen, ja er war bereits ein guter Schütze geworden. Als wir eines Abends vor unsrer Wohnung saßen, erzählte ich ihm, daß ich die Flinte und die übrigen Werkzeugen von einem großen Schiffe geholt habe, das in der Nähe der Insel gescheitert sei. Dann wies ich mit der Hand nach dem felsigen Strande zur Rechten, auf dem noch einige Ueberreste der Schaluppe lagen, die zu jenem Schiffe gehört hatten. Da sagte Freitag, solch ein Schiff sei auch einmal an die Küste seines Vaterlandes getrieben worden, und er fügte hinzu: „Wir retteten die weißen, bärtigen Männer."

Als ich ihn nach der Zahl derselben fragte, zählte er

mir siebzehn Steine vor. Ich fragte weiter, ob sie die Männer getödtet und gegessen hätten, worauf er mir erwiderte: „Wir essen nur Kriegsgefangene; jene Männer leben in Frieden und Freundschaft unter uns."

Aus dem, was ich nun weiter über die „weißen Männer" hörte, entnahm ich, daß es Spanier seien. Nun ging mir beständig der Gedanke im Kopfe umher, mit Freitag nach seiner Heimath zu fahren und mich mit den Spaniern zu vereinigen. Ich hoffte, mit ihnen auf einem selbst gebauten Schiffe Gegenden zu erreichen, von wo aus ich Gelegenheit finden würde, nach Europa zurückzukehren.

Mein zuletzt gearbeitetes Boot schien nicht groß genug zu einer Reise bis nach der Insel zu sein, auf der sich die Spanier befanden. Das größere Boot war durch die Einwirkungen der Witterung verdorben. So blieb denn nichts übrig, als an den Bau eines neuen Fahrzeuges zu gehen.

In etwa zwei Monaten war das neue Boot fertig. In ungefähr acht Tagen gedachten wir die Reise anzutreten.

Eines Morgens war Freitag nach dem Strand gegangen, um Schildkröten zu suchen.

Plötzlich sah ich ihn in großer Hast zurückkehren. „Herr, sie sind da! eins, zwei, drei Kanots!" —

Er befand sich in größter Aufregung, weil er glaubte, auf den Kanots befänden sich die Wilden, die ihn schon einmal zum Gefangenen gemacht hätten. Ich fragte ihn, ob er mir im Kampfe beistehen wolle, worauf er sagte: „Ja, Herr, auch will ich sterben für dich, wenn du es willst."

Während Freitag Pulver, Kugeln und Gewehre holte, beobachtete ich die Wilden, die eben an's Land stiegen.

Es waren ihrer zweiundzwanzig an der Zahl.

In einem Kanot bemerkte ich zwei Gefangene.

Freitag kam jetzt mit den Musketen, und ich lud jede derselben mit fünf Kugeln.

Ein Wald zog sich bis in die Nähe des Platzes hin, auf dem die Wilden sich gelagert hatten.

Ohne bemerkt zu werden, kamen wir den Kannibalen bis auf etwa achtzig Schritt nahe.

Als ich nun hinter einem Baume hervorlauschte, bemerkte ich, daß sie bereits einen Gefangenen getödtet hatten und eben dabei waren, ihn zu verzehren. Der zweite Gefangene lag am Boden, aber wer beschreibt mein Erstaunen: seiner Kleidung und Gesichtsfarbe nach war er ein Europäer! Zwei Wilde begannen ihm eben seine Fesseln zu lösen.

Es durfte kein Augenblick mehr verloren werden. Ich gab Freitag ein Zeichen, und wir schossen zu gleicher Zeit. Ich hatte die beiden Wilden getroffen, die eben mit dem Europäer beschäftigt gewesen waren, einen verwundet, den andern getödtet. Durch Freitags Schuß waren zwei Feinde getödtet und einer verwundet worden.

Die Schüsse brachten eine unbeschreibliche Verwirrung unter den Wilden hervor, umsomehr, da letztere in Folge derselben einige der ihrigen heulend zu Boden stürzen sahen.

Wir legten die abgeschossenen Gewehre weg, nahmen zwei andre vom Boden auf und schossen wieder. Es fielen nur zwei von den Wilden, aber eine ganze Zahl derselben war verwundet worden. Letztere sprangen mit wilden Geberden und mit Heulen umher, hier und dort fiel einer und wälzte sich am Boden.

Wir nahmen nun die beiden letzten der geladenen Musketen und stürzten mit Geschrei aus dem Walde hervor.

Der neben dem Europäer liegende Verwundete sprang auf und rannte in den nächsten Kahn, wohin ihm vier seiner Kameraden folgten.

„Schieß auf sie!" rief ich Freitag zu. Auf den Schuß fielen sie alle nieder, drei von ihnen standen indeß sogleich wieder auf.

Ich eilte nun zu dem Europäer, durchschnitt seine Fesseln und hob ihn auf. Er war so entkräftet, daß er sich fast nicht auf den Beinen zu halten vermochte. In englischer Sprache beantwortete er mir meine Frage, und ich erfuhr, daß er ein Spanier sei. Ich reichte ihm mein Rumfläschchen, und er nahm einen Schluck, der ihn sichtlich stärkte. Nun gab ich ihm eine Pistole und meinen Säbel.

Kaum fühlte der Spanier Waffen in den Händen, so waren ihm plötzlich Kraft und Muth zurückgekehrt. Einem Löwen gleich, stürzte er sich auf seine Feinde und hieb im Nu zwei derselben nieder.

Nun rief ich Freitag zu, die Gewehre zu holen. Es geschah, und wir luden sie wieder. Indeß war der Spanier von einem Wilden niedergeworfen worden. Sein Gegner entrang ihm den Degen. Er schoß dem Wilden die Kugel durch die Brust, daß er todt neben ihm niederfiel.

Wir setzten nun den Kampf gegen die übrigen noch lebenden Wilden fort. In kurzer Zeit waren wir Sieger und Herren des Schlachtfeldes. Nur die im Kahne sich befindenden Flüchtlinge, die schon eine Strecke vom Ufer entfernt waren, machten mir Sorge.

## XVIII. Kapitel.

### Vater und Sohn.

Freitag sprang in einen Kahn und rief: „Hier liegt noch ein Gefangener!“

Ich trat in den Kahn und sah einen an Händen und Füßen gefesselten Wilden auf dem Boden liegen, der vor Angst halb todt war. Ich zerschnitt die Binsenstricke, mit denen er gefesselt war, und richtete ihn auf. Aber er war so elend, daß er stöhnend wieder zurücksank. Er mochte denken, jetzt solle es ihm an's Leben gehen.

Nun gab ich Freitag das Rumfläschchen und sagte: „Gieb ihm davon und tröste ihn. Sage ihm, daß ihm nichts geschehen solle“. Der Wilde nahm einen Schluck Rum. Dann richtete er sich auf und öffnete die Augen. Da bemerkte ich, wie ihn Freitag plötzlich durchdringend ansah. Eben wollte ich den Letzteren fragen, was seine Aufmerksamkeit so lebhaft errege, als er mit einem Freudenrufe den Wilden

umarmte und ihn unter lautem Weinen küßte. Dann sprang er auf, lachte, sang, tanzte, rang die Hände und sprang bald an's Ufer, bald wieder in den Kahn.

Erst nach vielen Fragen erfuhr ich von ihm, daß der Wilde sein — Vater sei.

Mir rannen die Thränen aus den Augen, als ich das Entzücken sah, in das die kindliche Liebe den guten Freitag über den unvermutheten Anblick und die Rettung seines Vaters versetzte.

Er fuhr fort in den Aeußerungen seiner Zärtlichkeit und seines Glückes. Bald küßte er den Vater, bald legte er den Kopf desselben an seine Brust, bald rieb er ihm die von dem Druck der Fesseln geschwollenen Hände und Füße.

Dieser Vorfall bewirkte natürlich, daß wir an die Verfolgung der drei Wilden nicht weiter dachten. Es war dies übrigens ein Glück für uns, denn eine Stunde darauf entstand ein gewaltiger Sturm, den unser Fahrzeug nicht hätte aushalten können, und der sicherlich den fliehenden Wilden ihr Grab in den Wellen bereitet hat.

Nun zog ich mein Stück Brot aus der Tasche hervor, theilte es und gab eine Hälfte dem Freitag für seinen Vater die andere Hälfte dem Spanier. Es befanden sich auch noch Rosinen in der Jagdtasche, die ich ebenfalls vertheilte.

Plötzlich sprang Freitag auf und verschwand im Nu in dem Walde. In unglaublich kurzer Zeit kehrte er mit einem Kruge voll frischen Wassers zurück, an dem sich sein Vater und der Spanier sichtlich erlabten.

Da der heutige Tag ein Donnerstag war, so nannte ich Freitags Vater Donnerstag. Ihm, sowie auch dem Spanier,

waren die Füße so stark angeschwollen, daß sie nicht zu laufen vermochten. Freitag fuhr sie am Strande entlang, bis in die Nähe unsrer Wohnung. Dort machten wir eine Sänfte von Zweigen und trugen nun die Geretteten bis zur Höhle. Auf einem weichen Lager schliefen sie so sogleich ein.

Ich lächelte in dem Gedanken, daß ich, als König dieser Insel, nun schon Herr über drei Unterthanen sei. Doch ließ ich mich durch eitle Gedanken nicht einwiegen, sondern machte mich sogleich daran, für mein Volk höchsteigenhändig eine Suppe und einen Braten zu bereiten.

Der Spanier und Donnerstag wachten gerade zur rechten Zeit auf, und nun ging es an die Mahlzeit.

Freitag mußte den Dolmetscher abgeben und seinen Vater fragen, ob wohl die Flüchtlinge, wenn sie ihre Heimath erreichten, mit ihren Freunden wiederkehren würden. Donnerstag äußerte sich dahin, daß sie wahrscheinlich in dem Sturme untergegangen seien. Wenn sie aber auch ihre Heimath erreichten, so würden sie es doch nicht wagen, ihre Freunde hierher zu führen, da sie, wie er aus ihren Aeußerungen entnommen habe, die Insel für verzaubert hielten. Sie hätten mich und Freitag für böse Geister angesehen.

Von dem Spanier erfuhr ich, daß sich sechszehn seiner Gefährten bei den Landsleuten Freitags aufhielten.

Ich sagte ihm: „Ich bin im Besitz aller der Werkzeuge, die dazu nöthig sind, ein größeres Schiff herzustellen. Wären nur Eure Landsleute hier, so könnten wir ein Schiff bauen und dann nach der Heimath reisen. Was meint Ihr dazu, wenn ich Euch die Erlaubniß ertheilte, Eure Landsleute herbeizuholen?"

Der Spanier antwortete: „Ich und sie würden Euch zu ewiger Dankbarkeit verpflichtet sein. Wie groß unsere Sehnsucht ist, die Heimath wieder zu sehen, könnt ihr wohl am besten ermessen."

Ich beschloß nun zunächst für Nahrungsmittel zu sorgen, damit meine neuen Unterthanen nicht Mangel litten.

Wir besäeten ein großes Stück Feld, das uns bei der Ernte zwei hundert und zwanzig Scheffel Getreide einbrachte.

Da nun auch die Reisernte günstig ausfiel, so gab ich dem Spanier — Gutsmann war sein Name — die Erlaubniß, seine Landsleute zu holen. Doch schärfte ich ihm ein, nur Diejenigen mitzubringen, die den Schwur in seine Hand leisteten, dem Herrn der Insel in allen Stücken treu und gehorsam zu sein.

Freitags Vater erklärte sich bereit, die Reise mitzumachen, und von unsern besten Wünschen begleitet, fuhren sie auf einem der erbeuteten Kanots an einem Morgen ab.

## XIX. Kapitel.

## Die Freibeuter.

Es mochten etwa acht Tage seit der Abreise Beider vergangen sein, als Freitag an einem Vormittage in freudiger Aufregung zu mir gelaufen kam und die Worte ausrief: „Sie sind da! Herr, sie sind da!“ Ich ging hinaus und bemerkte in ziemlicher Entfernung auf dem Meere eine Schaluppe. Da sie aber nicht aus der Gegend kam, aus der die Spanier kommen mußten, so befahl ich Freitag sich versteckt zu halten. Ich ging nun zunächst mit meinem Fernrohr auf eine Anhöhe und bemerkte in einer Entfernung von einigen Meilen ein großes englisches Schiff. Die Entdeckung dieses Schiffes erfüllte mich keineswegs mit Freude. Ich wußte, daß Engländer in diesem Theile des Meeres nirgends Besitzungen haben, und von einem Sturme konnten sie nicht hierher verschlagen sein, weil das Meer seit längerer Zeit ruhig gewesen war.

Daß die Schaluppe zu dem Schiffe gehörte, schien wahr-

scheinlich, und ich beschloß nun, zuvörderst ungesehen zu beobachten, was die in der Schaluppe befindlichen Männer bei ihrer muthmaßlichen Landung auf der Insel unternehmen würden.

Nach einiger Zeit landeten sie, zogen ihr Fahrzeug auf den Strand und schleppten drei Gefangene, welche sich kläglich geberdeten, auf die Insel. Darauf gingen sie nach dem nahen Walde, ließen aber zwei Männer zur Bewachung der Schaluppe zurück.

Mein sehnlichster Wunsch war, die Gefangenen, die niedergeschlagen an der Erde saßen, zu retten. Die wachthabenden Männer tranken mehrmals aus einer Flasche und legten sich dann in dem Fahrzeuge nieder, um zu schlafen.

Ich wartete noch eine Zeit lang, bis ich vermuthete, daß die Wächter fest schliefen. Dann gab ich Freitag ein Zeichen, wir traten aus dem Gebüsch hervor nnd näherten uns schnellen Schrittes den Gefangenen. „Wer sind Sie, meine Herren?“ fragte ich sie. Als ich sah, daß sie erschraken und Miene machten, zu fliehen, sagte ich! „Fürchten Sie sich nicht; ich komme als Ihr Freund und Erretter.“

„Dann sind Sie vom Himmel gesandt!“ erwiederte der vornehmste der Männer und nahm den Hut ab.

„Alle Hülfe kommt von Gott“, versetzte ich. Doch geben Sie mir schnell Aufschluß über die Sache, um die es sich hier handelt.“

Dem Manne stürzten die Thränen aus den Augen. „Sie sind ein Engel Gottes,“ sagte er. Dann fuhr er fort: „Ich bin der Kapitain jenes Schiffes, das Sie dort in der Ferne sehen. Die Besatzung hat sich gegen mich empört und

mich nebst diesen beiden wackeren Männern, die mir treu blieben, hier ausgesetzt. Dieser ist mein Steuermann und dieser Herr ein Passagier."

„Wo sind die Schurken, die Sie hierher brachten?" fragte ich. „Haben Sie Schießgewehre bei sich? Doch lassen Sie uns bei Seite gehen, damit wir uns unbemerkt besprechen können."

Wir gingen in das Gebüsch. „Dort in dem Walde, dort schlafen meine Feinde", sagte der Kapitain. „Zwei Flinten haben sie bei sich, eine befindet sich in der Schaluppe."

Ich rieth, sogleich über sie herzufallen und sie zu tödten, worauf mir der Kapitain entgegnete: „Zwei von ihnen sind Böswichter, die den Todt verdienen, die Andern würden gewiß gern zu ihrer Pflicht zurückkehren."

Nun sprach ich: „Hören Sie meine Bedingungen, Herr Kapitain, unter denen ich mich bereit erkläre, Ihnen beizustehen. Erstens: So lange Sie sich auf der Insel befinden, erkennen Sie mich als Denjenigen an, dem Sie in allen Stücken Gehorsam schuldig sind. Zweitens: Gelingt es uns, Ihr Schiff wieder zu erobern, so haben Sie die Verpflichtung, mich nebst meinem Diener und meinen Habseligkeiten nach England zu bringen."

Nachdem mir der Kapitain mit Hand und Mund gelobt hatte, daß er mit Freuden bereit sei, auf diese, wie er sagte, höchst billigen Bedingungen einzugehen, gab ich jedem der drei Männer eine Muskete.

Wir rückten nun unverweilt in den Wald, der die Meuterer barg. Einer derselben erwachte und rief die Uebrigen. Sie sprangen auf, aber schon im nächsten Augenblicke lagen

die beiden vorher bezeichneten Böſewichter blutend am Boden. Der Paſſagier und der Steuermann hatten ſie niedergeſchoſſen. Einer derſelben lebte noch und rief um Hülfe. Der Kapitain trat heran, warf ihm ſeine Verbrechen vor und erſchlug ihn mit dem Gewehrkolben.

Als nun die Uebrigen auch mich und Freitag ſahen, baten ſie um Gnade. Sie bekannten ihr Unrecht und ſchworen, dem Kapitain von jetzt an in allen Stücken treu und gehorſam zu ſein. Es ward ihnen Vergebung zugeſagt, doch wurden ſie einſtweilen gebunden.

Bald darauf kamen noch drei Matroſen aus dem Walde zurück. Als ſie ſahen, was geſchehen war, ergaben ſie ſich ohne Weiteres. Auch ſie wurden gebunden.

Nun wurden die Gefangenen nach der Grotte gebracht, wir aber begaben uns darauf in meine Felſenburg. Ich reichte dem Kapitain und ſeinen Gefährten Speiſen, und wir beriethen uns über das, was nun weiter zu thun ſei.

Auf dem Schiffe befanden ſich noch 26 Mann. Muthmaßlich, ſagte ich, würde man, wenn die erſte Schaluppe nicht zurückkehrte, noch eine andere nach der Inſel ſenden. Dann wäre es unſer nächſter Zweck, die Beſatzung dieſes Fahrzeuges anzugreifen.

Wir begaben uns nun zum Strande und hieben ein Loch in den Boden der Schaluppe. Indem wir uns darnach anſchickten, die Leichname der Getödteten zu vergraben, hörten wir einen Kanonenſchuß vom Schiffe, der jedenfalls für die nach der Inſel gegangenen Seeleute das Zeichen zur Rückkehr ſein ſollte.

Nachdem noch mehrere Signale gegeben worden waren,

sahen wir durch das Fernrohr, daß man eine zweite Schaluppe vom Schiffe aus in Bewegung setzte. Wir zogen uns in den Wald zurück.

Vermittelst des Fernrohrs erkannte der Kapitain bald darnach die Personen, deren sich zehn auf der Schaluppe befanden. „Sechs von ihnen sind böse Gesellen," sagte er, „die übrigen vier haben sich ohne Zweifel nur aus Furcht der Meuterei angeschlossen."

Als die zehn Männer endlich an den Strand gekommen waren, staunten sie über die Zerstörung die mit der Schaluppe vor sich gegangen war. Sie traten in einen Kreis, erhoben dreimal einen lauten Ruf und schossen dann gemeinschaftlich ihre Gewehre ab. Als darauf nichts erfolgte, begaben sie sich wieder in die Schaluppe und machten Anstalt, abzufahren.

Dies war sowohl mir als dem Kapitain äußerst unlieb, denn mit ihrer Rückkehr ging uns ja die Hoffnung, das Schiff zu erobern, verloren.

Da kam ich auf eine Kriegslist. Ich sagte zu Freitag: Laufe auf jenen Hügel und erhebe von Zeit zu Zeit einen lauten Ruf. Bemerkst Du, daß einige der Männer dem Rufe nachkommen, so locke sie so weit als möglich nach jener Seite zu. Laß Dich aber nicht sehen!" Ich befahl dem Steuermann, Freitag zu folgen, und Beide eilten hinweg.

Es war die höchste Zeit, denn schon hatte man die Schaluppe vom Ufer abgestoßen. Als man aber aus der Ferne die Rufe vernahm, ward sogleich wieder gelandet. Zwei Matrosen wurden zur Bewachung der Schaluppe zurückgelassen, die übrigen acht Männer begaben sich in den Wald.

Die Rufe erklangen mit der Zeit schwächer und schwächer, endlich vernahmen wir gar nichts mehr.

Wir schlichen uns nun zur Schaluppe und überrumpelten die beiden Matrosen. Einen schlug der Kapitain ohne Weiteres nieder, der andere ergab sich und bat um Gnade, die ihm auch zu Theil ward, da er nur ein Verführter war.

Nach einiger Zeit kamen Freitag und der Steuermann zurück. Bald darauf begann es zu dunkeln. Nach etwa zwei Stunden kamen auch die zu dem Schiffe gehörenden Männer. Da die Zeit der Ebbe eingetreten war, fanden sie die Schaluppe auf dem Sande, was ihnen sehr unlieb war. Wie aber erstaunten sie, als sich die beiden Matrosen, die sie zur Bewachung des Schiffes zurückgelassen hatten, nirgends zeigten.

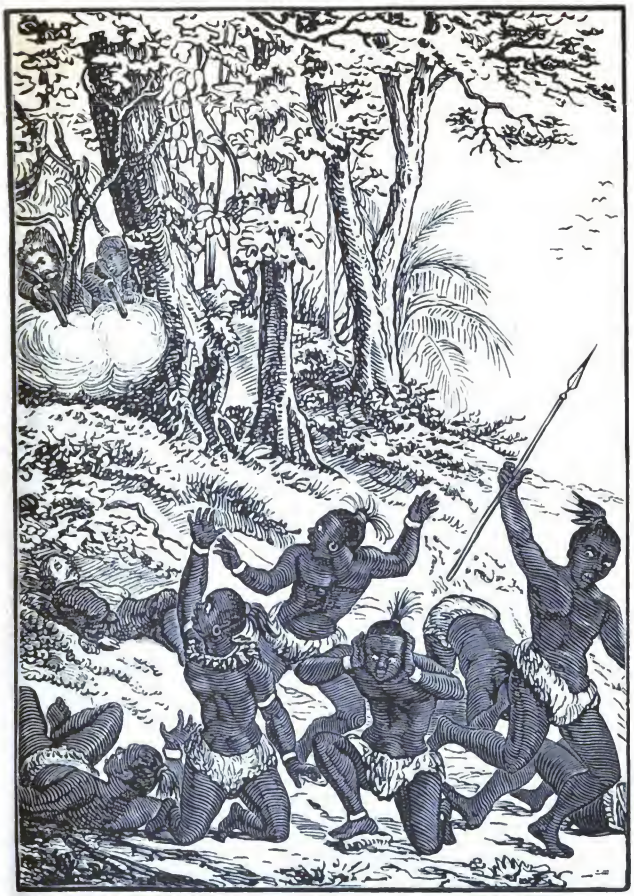
Der Kapitain und Freitag krochen ihnen nun auf dem Bauche so nahe als möglich. Da näherte sich dem Kapitain zufällig der Oberbotsmann, den er, als den Anstifter der Meuterei, am meisten haßte.

Er gab nun Freitag ein Zeichen, und Beide schossen. Der Oberbotsmann fiel leblos nieder, Freitag hatte einen Andern niedergeschossen.

Nun sprangen wir alle mit Geschrei hervor. Die Schiffsleute erschraken und dachten nicht an Widerstand, da sie uns für zahlreicher halten mochten, als wir es waren.

Ich schickte ihnen den gefangenen Matrosen entgegen, über dessen plötzliches Erscheinen sie in Staunen geriethen. Er rief ihnen zu: „Legt eure Waffen nieder, wenn Ihr Euer Leben behalten wollt!“ Sie folgten dieser Aufforderung, und er brachte uns die Waffen.

Der Kapitain bat mich, zurück zu bleiben, da er mit den



Die Schüsse brachten eine unbeschreibliche Verwirrung unter den Wilden hervor, umsomehr, da letztere in Folge derselben einige der ihrigen heulend zu Boden stürzen sahen.

Männern allein sprechen wolle. Er trat nun hervor und machte ihnen die größten Vorwürfe über ihre Untreue. Sie baten um Verzeihung und gelobten Alles für ihn zu thun, um ihr Vergehen wieder gut zu machen. Nun wandte auch er eine List an und that, als ob die Insel, die sie für öde gehalten hatten, zahlreich bevölkert sei. „Ich will ein gutes Wort bei dem Gouverneur der Insel für Euch einlegen", sagte er. „Das Erste aber, was Ihr zu thun habt, ist, daß Ihr mir mein Schiff wieder erobern helft." Sie gelobten nochmals, Alles zu thun, was der Kapitain von ihnen verlangen würde.

Jetzt wurde das Loch in der Schaluppe zugemacht. Ich kam auch hervor, galt aber nicht für den Gouverneur, sondern für einen seiner Untergebenen.

Freitag und der Steuermann holten vier der gefangenen Matrosen herbei, auf die man sich am meisten verlassen konnte, und so befehligte der Kapitain im Ganzen zehn Mann, mit denen er die sechszehn Mann, die sein Schiff in ihrer Gewalt hatten, anzugreifen gedachte. Zwei Stunden darauf trat er die Fahrt an.

Ich saß nun mit Freitag seit einer Stunde auf einem Hügel und sah unverwandt nach dem dunklen Meere.

Plötzlich blitzte in der Ferne ein rother Schein auf, und bald darnach vernahmen wir einen Kanonenschuß.

Als sich dies noch sechsmal wiederholt hatte, fiel ich auf meine Kniee und erhob meine Hände dankend zum Himmel empor, denn nun wußte ich, daß dem Kapitain sein Werk gelungen war.

Ich ging hierauf mit Freitag nach Hause, wo wir uns niederlegten.

Gegen Morgen ward ich durch einen Kanonenschuß geweckt.

Ich sprang auf, zog meine Kleider an und wollte eben zum Strande gehen, als mir der Kapitain schon entgegen trat. Er umarmte mich mit den Worten: „O, mein Freund! mein Erretter! Dort liegt Ihr Schiff; es gehört Ihnen mit Allem, was wir besitzen!“

Ich sah nach dem Meere und erblickte nahe am Strande das schöne große Schiff, daß mich in meine Heimath tragen sollte.

Das in diesen Gedanken liegende Glück durchströmte mich so mächtig, daß ich nahe daran war, in eine Ohnmacht zu sinken. Ich setzte mich nieder, ohne eines Wortes mächtig zu sein.

Als ich die Sprache wieder gewonnen hatte, umarmte auch ich meinen Befreier, der mir wie ein Engel des Himmels erschien. Er hatte in früher Morgenstunde mancherlei Erfrischungen in mein Zelt bringen lassen und lud mich nun ein, mit ihm zu frühstücken.

Nach dem Frühstück ließ er mir durch einen Matrosen einen vollständigen Anzug überreichen. Auch Freitag erhielt Kleider von ihm.

## XX. Kapitel.

## Die Abreise.

Wir berathschlagten nun, was wir mit den drei Gefangenen machen sollten, die sich noch in unsern Händen befanden und die unverbesserliche Bösewichter waren. Nahmen wir sie mit, so mußten sie in England den Gerichten übergeben werden. Der menschlich gesinnte Kapitain war aus diesem Grunde gern geneigt, sie auf der Insel zu lassen, wenn sie ihn darum bäten.

Ich ging nun zu den Gefangenen, stellte ihnen ihr Unrecht vor und sagte ihnen, daß sie gefesselt nach England gebracht werden sollten, wo sie ohne Zweifel gehängt werden würden.

Sie baten flehentlich um Gnade, und ich sagte darauf, das Einzige was ich thun könne, sei, den Kapitain zu bitten, daß er sie auf der Insel zurücklasse.

Sie entgegneten, daß sie mich, wenn ich dies bewirkte, zeitlebens als ihren größten Wohlthäter betrachten würden.

Bald darauf brachte ich ihnen den Bescheid, daß sie auf der Insel bleiben könnten, worüber sie hocherfreut waren.

Nun unterrichtete ich sie in allem, was die Insel betraf, belehrte sie über die Zeit des Säens, über die Zubereitung des Brotes, die Zucht der Ziegen u. s. w. Dann sagte ich ihnen auch, daß in den nächsten Tagen siebzehn Spanier kommen würden, und schärfte ihnen ein, sie als Brüder zu betrachten.

Hierauf besprach ich mich in dem Zelte mit dem Kapitain wegen der Zeit der Abreise. Er hatte die wichtigsten Gründe, auf größte Beschleunigung zu dringen.

Ich hätte ihm, wie sich wohl vermuthen läßt, von ganzem Herzen beigestimmt, wenn der Umstand nicht gewesen wäre, daß ich Freitags Vater mit den Spaniern in jeder Stunde erwartete.

Vergebens harreten wir drei Tage lang.

Nun erklärte mir der Kapitain, daß ich mich entschließen müsse, ob ich hier bleiben, oder mit ihm reisen wolle, da es ihm unmöglich sei, die Reise länger aufzuschieben.

Auch Freitag mußte zu einem Entschlusse kommen. Der arme Mensch war in der peinlichsten Lage. Er hätte gern seinen Vater noch einmal gesehen, um von ihm Abschied zu nehmen, und doch war uns aller fernerer Aufschub durch die Nothwendigkeit abgeschnitten. Mit Thränen ergab er sich endlich darein und ging mit mir zu Schiffe.

Als Andenken meines Inselebens brachte ich meine Ziegenfellmütze und den Sonnenschirm mit auf das Schiff, auch nahm ich einen meiner zahmen Papageyen und das aufbewahrte Geld mit.

Am 19. December 1686 verließ ich die Insel, auf der ich 27 Jahr 2 Monate und 19 Tage verlebt hatte.

So glücklich mich auch der Gedanke machte, daß ich nun meine Heimath wieder sehen sollte, so wehmüthige Empfindungen bemächtigten sich meiner, als die Insel, auf der ich so viel der Freuden und Leiden empfunden hatte, nach und nach meinen Blicken entschwand.

Ich blieb auf dem Verdeck so lange ich noch etwas von ihr sehen konnte. Dann ging ich in die Kajüte und weinte mich satt.

## XXI. Kapitel.

# Die Heimath.

Die Reise war glücklich, und wir erreichten am 11. Juni 1687 die Rhede von Spithead. Ich vermag es nicht zu beschreiben, welche Gefühle mich durchströmten, als ich die Küste meines Vaterlandes erblickte.

Dort lagen die mir wohl bekannten Städte Portsmouth und Gosport, dort ragte die liebliche Insel Wight aus den Fluthen des Meeres hervor.

Ich begab mich nun mit Freitag nach Portsmouth, wo wir zu Mittag speisten.

Freitag fand nicht Worte, sein Erstaunen über Alles auszudrücken, was er hier wahrnahm.

Am Nachmittage fuhren wir mit der Post nach London. Leben deine Eltern noch? Dieser Gedanke beschäftigte mich jetzt am lebhaftesten.

In London hatte ich Verwandte, die ich zunächst aufsuchte, um Erkundigungen über meine Familie einzuziehen. Da erfuhr ich denn, daß die Mutter längst todt sei, der Vater aber noch lebe.

Ich suchte mir sogleich einen Miethswagen, um nach York zu fahren.

Gegen Mittag des nächsten Tages erreichte ich meine Vaterstadt. Vor dem Thore ist ein Kirchhof, auf den ich mich in Begleitung Freitags begab, weil ich daselbst das Grab meiner Mutter vermuthete. Ein Kirchhofsdiener, den ich darnach fragte, führte mich zu dem Grabe, auf dem ein schwarzes von Epheu umranktes Kreuz stand, das die Worte enthielt:

„Sie schloß ihr Aug' in Leide,
Doch du, o Herr,
Riefst sie zur Himmelsfreude."

„Auch ich schuf dir Leid, theuerste Mutter!" rief ich, sank am Grabe auf meine Kniee und brach in Thränen aus. Aber wie meine Seele auch seufzte, — das Grab war stumm.

Dennoch ward ich bald wieder ruhiger, denn mir war, als würde mir von dem verklärten Geiste meiner theuren Mutter Vergebung zu Theil.

Ich kehrte nun zum Wagen zurück und fuhr nach dem Gasthofe, der sich neben dem Hause meines Vaters befand. Der Gastwirth war ein Schulfreund von mir, und als ich mich ihm zu erkennen gegeben hatte, ward er fast närrisch vor Freude und rief der Frau zu, sie solle einige Flaschen Kapwein hereinbringen.

„Heut nicht, Freund," entgegnete ich ihm, „ich muß erst den Vater sprechen und mir seine Vergebung erbitten!"

„Um Gottes Willen," sagte mein Freund, „der alte Mann wird den Tod haben, wenn Du Dich ihm plötzlich zu erkennen giebst!"

„Darum sollst Du ihn vorbereiten, Freund!" erwiderte ich. „Gehe zu ihm und sage ihm, es sei ein Fremder aus Brasilien in Deinem Gasthause, der seinen Sohn kenne. Wenn er dann Lust bezeigt, den Fremden zu sprechen, um Näheres über mich zu erfahren, so laß mich holen."

Der Freund ging, indeß ich mit klopfendem Herzen am Fenster stand.

Nach etwa zehn Minuten kam er wieder und winkte mir schon von der Straße. Ich eilte hinaus und wir gingen in das Haus meines Vaters. Freitag folgte uns nach. Mir zitterten die Kniee, ich schöpfte tief Athem auf dem Flure.

„Dein Vater war außer sich vor Freude, als er hörte, Du lebest noch," sagte mein Freund. Gieb Dich aber ja nicht sogleich zu erkennen, sondern erzähle ihm erst etwas von seinem Sohne." Nun machte er die Thür auf. Da sah ich den Vater im Lehnstuhl sitzen. Sein altes ehrwürdiges Gesicht zeigte freudige Aufregung. Die Zeit hatte sein Haar gebleicht und seinen Rücken gekrümmt. Nachdem ich mich zum Gruße geneigt hatte, wollte ich reden, aber ich konnte kein Wort hervorbringen: ich fühlte, daß dem ersten Worte ein Sturz von Thränen nachfolgen würde.

Mein Freund stieß mich an, da aber auch dies nichts half, nahm er das Wort und sagte, ich sei der Kaufmann aus Brasilien, der seinen Sohn, welcher wohlauf sei, noch vor kurzer Zeit gesehen und Mancherlei von ihm zu bestellen

habe. Damit nahm er mich beim Arm und führte mich dem Vater näher, der mir seine Hand entgegenstreckte und die Worte sprach: „O, lieber Herr, seien Sie mir tausend Mal gegrüßt! Und nun erzählen Sie mir von meinem lieben Sohne!"

Als ich aber des Vaters zitternde Hand in der meinen hielt, als ich seine Stimme vernahm, da konnte ich meine Gefühle nicht mehr bemeistern. Ich brach in Thränen aus, fiel vor dem Theuren auf die Kniee nieder und bedeckte seine Hand mit Küssen, indem ich rief: „Vater, Vater, ich bin es selbst, ich bin Dein Sohn!"

Es ist mir unmöglich, zu beschreiben, wie groß die Freude des edlen Greises war, als er sich überzeugt hatte, daß es wirklich sein Sohn sei, den er in seinen Armen hielt.

So will ich denn bei dem theuren Vater bleiben und ihn pflegen, so lange ihn der Himmel mir noch läßt. Den Mittag seines Lebens trübte ich durch Ungehorsam, aber ich hoffe zu Gott, daß es mir gelingen werde, seinen Lebensabend durch desto innigere Liebe zu verschönen. Freitag aber will ich als meinen jüngeren Bruder betrachten, und er soll mein Erbe sein, wenn der Tod mich vor ihm abruft.

## Verlag von Hugo Kastner, Berlin S,
### 64. Wallstraße 64.

Durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes zu beziehen:

**Ferdinand Schmidt, Reincke Fuchs.** Für die Jugend erzählt. Illustrirt von G. Bartsch. 7. Auflage. Ausgabe mit 64 schwarzen Illustrationen. In eleg. Umschlag cart. 1 M. 50 ₰

Dieselbe Ausgabe mit 56 schwarzen und 8 großen colorirten Illustrationen. In farbigem Umschlag cart. 2 M. 50 ₰

**Dasselbe.** 4°. (Pracht-) Ausgabe mit 64 Illustr. 3 M.

Dieselbe mit 56 schwarzen und 8 großen colorirten Illustrationen, in Callico-Rücken geb. 4 M.

**Ferdinand Schmidt's Kleine Erzählungen u. Märchen** für Knaben und Mädchen von 7 bis 10 Jahren. Mit 8 farbigen Bildern von G. Bartsch. 2 M.

**Hoffmann, Fr., Georg Raven, Erlebnisse in den Diamantfeldern Brasiliens.** Gr. 8°. Mit 8 farbigen Illustrationen von Helmsdorff. In farbigem Umschlag cart. 3 M. 50 ₰

**Hoffmann, W., Neues Buch der Märchen.** Gr. 8°. mit 8 farbigen Illustrationen von Kaiser. In farb. Umschlag cart. 2 M. 50 ₰

**Hoffmann, W., Was den Kindern gefällt.** Mit 5 colorirten Bildern. In farbigem Umschlag cart. 2 M.

**Großmutters Märchen** von **M. P.** Für kleine Kinder und z. Vorlesen. Mit 5 color. Bild. In eleg. Umschl. cart. 1 M. 50 ₰

Princeton University Library
32101 067515518

Neue

# Gesellschaftsspiele

## für Alt und Jung

aus dem Verlage von Hugo Kastner in Berlin,
Wallstraße 64.

**Durch jede Buchhandlung zu beziehen:**

**Die Wacht am Rhein.** In eleganter Mappe. 1 M. 50 ₰
(Kartenspiel.)

**Das neue Maaß** / **Das neue Gewicht** von E. Lausch. à 75 ₰
(Spielend zu erlernen.)

Druck von Gebrüder Grunert in Berlin.